



Reformierte Predigtsammlung
für
Lektorinnen und Lektoren

Liebe Lektorinnen und Lektoren,

Gottes Wort ist „lebendig und kraftvoll“, heißt es im Hebräerbrief. Darum ist der Dienst, den Sie tun, in und für unsere Gemeinden so ungeheuer wichtig, denn Sie spenden in ihren Gottesdiensten den Hörer*innen Nahrung für Leib und Seele.

Wir möchten Sie darin unterstützen und haben eine neue Sammlung von Predigten zusammengestellt. Pfarrer*innen und Prediger*innen im Ehrenamt in der Evangelisch-reformierten Kirche haben sie zur Verfügung gestellt, damit Sie sie für Ihre Zwecke bearbeiten können. Bei der Lektüre werden Sie merken, dass einige Predigten aktuelle Bezüge enthalten, die je nach Situation vielleicht verändert werden müssen. Auch haben wir uns bemüht, das Kirchenjahr und den daraus resultierenden Predigtanspruch zu berücksichtigen. Daher sind die Texte nicht nach Bibelstellen geordnet, sondern beginnen mit dem Advent. Am Ende finden Sie eine Predigt zu Totensonntag sowie noch zwei „etwas andere Predigten“ zu Märchen.

Wir danken Ihnen an dieser Stelle ausdrücklich, dass Sie dafür sorgen, dass Gottes Wort unsere Gemeinden kräftigt und am Leben hält. Ihr Dienst ist nicht selbstverständlich. Wir erleben ihn vielmehr als Geschenk, das einmal mehr deutlich macht, wie viele Strahlen aus dem EINEN Licht leuchten. Die Gemeinden erfahren durch Sie eine große Bereicherung in den Gottesdiensten, die ja von der Vielfalt leben. Sie alle sorgen dafür, dass Gottes Wort als tröstendes, fröhlich stimmendes, mahnendes Wort weitergesagt wird und sich die Hörer*innen in ihrer Lebenssituation angesprochen fühlen. Wir hoffen, dass Ihnen die Predigtsammlung für Ihren wichtigen Dienst helfen kann.

Ein besonderer Dank gilt auch den Pfarrer*innen und Prediger*innen im Ehrenamt, die sofort und gerne eine Predigt zur Verfügung gestellt haben.

Und nun wünschen wir Ihnen viel Freude und Inspiration und hoffen, dass Ihnen die Predigtsammlung hilfreich wird.

Gottes Segen möge Ihren Dienst begleiten.

Herzlichst



Reinhild Gedenk

Biblische Texte

Text:	Seite
Jakobus 5, 7-11	1
2. Korinther 1, 18-22	6
Lukas 1, 67-79	11
Lukas 1, 20	17
Matthäus 2, 13-18	24
Matthäus 26, 9-13	30
Kolosser 2, 12-16	36
Hiob 27, 2-6	42
Jeremia 31, 31-24	48
1. Korinther 6, 9-19	53
1. Korinther 14, 1-3, 20-25	59
Johannes 8, 12 / Jona 1-4 / Lukas 19, 1-11	64
1. Könige 17, 10-23	67
Lukas 19, 41-48	71
4.Mose 6, 22-27	76
Esther 1	82
Matthäus 15, 21 ff.	93
Markus 4, 30-32 / Jeremia 17, 7+8	97
Jesaja 38	100
Jeremia 29, 5-7, 11.13.14	105
Hebräer 4, 6-9	110
Dialogpredigt zu Dornröschen	114
Dialogpredigt zu Hans im Glück	122

Biblischer Text: Jak 5, 7-11 (Advent)

Liebe Gemeinde!

„Habt Geduld, Brüder und Schwestern, bis der Herr wiederkommt!“ Diese Worte schrieb Jakobus an Gemeinden der frühesten Christenheit. Wie es sich damals wohl anfühlte, auf die Wiederkunft Christi zu warten?

Der Predigttext für den heutigen 2. Adventssonntag steht im Jakobusbrief – einem interessanten Brief, dessen Verfasser für sich eine hohe Autorität beanspruchte. Wer den Brief las, sollte denken, dass Jakobus, der Bruder von Jesus, ihn geschrieben hat.

Auch in unserer Gemeinde haben wir Menschen dieses Namens. Jakobus ist ein beliebter alter ostfriesischer Vorname, abgekürzt Kobus.

Der Jakobusbrief entstand wohl gegen Ende des 1. Jahrhunderts nach Christus in Syrien, kann also nicht vom Bruder Jesu stammen. Der Brief ist adressiert „an die 12 Stämme Israels, die in der Zerstreuung leben“ und verwendet viel jüdisches Gedankengut.

Für den Schreiber des Briefes ist es normal, dass die Menschen, die in der Nachfolge von Jesus von Nazareth leben, gute Werke tun und zusammenhalten. Die Reichen sollen an die Armen denken und sie ermutigen. Viele der Adressaten waren arm.

Im Predigttext steht auch eine Ermahnung zur Beharrlichkeit. Wir hören aus dem 5. Kapitel die Verse 7 bis 11 (Basis-Bibel):

7 Habt nun Geduld, Brüder und Schwestern, bis zur Ankunft des Herrn! Siehe, der Bauer wartet auf die köstliche Frucht der Erde und hat Geduld ihretwegen, bis sie den Früh- und Spätregen empfangt.

8 Habt auch ihr Geduld, stärkt eure Herzen! Denn die Ankunft des Herrn ist nahe gekommen.

9 Seufzt nicht gegeneinander, Brüder, damit ihr nicht gerichtet werdet! Siehe, der Richter steht vor der Tür.

10 Nehmt, Brüder, zum Vorbild des Leidens und der Geduld die Propheten, die im Namen des Herrn geredet haben!

11 Siehe, wir preisen die glückselig, die ausgeharrt haben. Vom Ausharren Hiobs habt

ihr gehört, und das Ende des Herrn (für Hiob) habt ihr gesehen, dass der Herr voll innigen Mitgefühls und barmherzig ist.

Ich möchte drei Themen aus diesem Textabschnitt herausgreifen.

1. Das Warten auf die Ernte
2. Das Leiden und die Geduld der Propheten
3. Das Ausharren Hiobs und das Mitgefühl Gottes

Neulich noch hatten wir Erntedank, und angesichts des schönen vollen Erntedanktisches wurde mir wieder bewusst, dass wir viele Landwirte in unserer Gemeinde haben und dass es viele gibt, die in ihrem „tuun“ eigene Früchte anbauen und ernten.

Jeder, der oder die im Frühling Samen in die Erde bringt oder kleine, vorgezogene Pflänzchen einsetzt, weiß, dass sie Zeit brauchen. Ab jetzt kann die Gärtnerin nichts mehr tun außer warten. Natürlich gehört die Pflege der Pflanzen dazu, das Gießen, Unkrautjäten und Versetzen – aber letztendlich liegt das eigentliche Wachstum der Pflanzen und ob eine Ernte groß oder klein ausfällt, nicht in unserer Hand.

Jakobus schreibt: **Siehe, der Bauer wartet auf die köstliche Frucht der Erde und hat Geduld ihretwegen, bis der Regen kommt.**

Warten und Geduld haben – nicht so einfach für den modernen Menschen, der immer gleich alles sofort und jetzt und schnell haben möchte. Wenn ich ältere mit jungen Menschen vergleiche, haben die Älteren meistens Geduld und Warten gelernt. Die Jungen dagegen sind ungeduldig, und das Tempo der Medien und die jederzeitige Verfügbarkeit von vielen Dingen im Internet, die man zu jeder Tages- und Nachtzeit bestellen kann, erhöht diese Ungeduld. Es soll schnell schnell und jetzt sofort gehen.

Finden Sie aber nicht auch, dass Corona uns wieder Warten lehrt? Wir können vieles nicht ändern, wir konnten ganz gewiss nicht die Entwicklung des Impfstoffes beschleunigen. Wir müssen warten, bis sich wieder etwas ändert, bis es Lockerungen gibt und die Erlaubnis, sich wieder mit mehr Menschen zu treffen.

Der Advent ist auch eine Wartezeit – eine Vorbereitungszeit auf Weihnachten. Auch deshalb ist der Predigttext für den 2. Advent ausgewählt worden – weil die Christen damals wie heute ermahnt werden auszuharren. Sie warten und hoffen auf die Ankunft Jesu Christi, und sie wissen, dass die Verhältnisse auf Erden noch nicht so gut sind, wie sie sein könnten.

Wir sind im Advent und warten auf die Ankunft Christi. Brauchen wir dafür aber Geduld? Die Kinder sicherlich schon, denn sie freuen sich auf Weihnachten und auf die Geschenke. Die Konfirmanden haben erzählt, dass sie an Heiligabend immer ganz ungeduldig sind. Aber dann gibt es erst Essen, und obwohl sie durch die Milchglasscheibe schon alle Geschenke unter dem Baum sehen können, müssen sie sich gedulden. Sie werden ermahnt: Jetzt essen wir erst. Danach gibt es die Bescherung.

Ich denke, es ist eher eine Erfahrung von Erwachsenen, dass Geduld zu haben auch bedeutet, etwas aushalten zu können. Einen schwierigen Zustand vielleicht. Die Zeitspanne zwischen einer Diagnose und dem Beginn einer medizinischen Behandlung. Ein Arbeitsverhältnis, das uns nicht zufrieden macht, wo wir aber nicht sofort etwas ändern können.

Erwachsene denken eher in größeren Zeitspannen, in Jahren und Jahrzehnten, einfach, weil sie schon länger auf der Welt sind und Erfahrungen gemacht haben.

Etwas aushalten zu können, heißt, *den langen Atem* zu haben. Den brauchen wir auch in der Corona-Zeit. Es ist schwer, das alles über eine so lange Zeit auszuhalten. Wir brauchen eine Aussicht auf Besserung. Aber noch sind wir mittendrin und können kaum etwas ändern. Das macht ohnmächtig. Manche macht ihre Ohnmacht so wütend, dass sie unvernünftig handeln.

Es kann helfen, darüber nachzudenken, dass Menschen schon ganz andere Dinge ausgehalten haben, dass sie in widrigen Umständen ausharrten und auf die Zukunft hofften.

Damit komme ich zum zweiten Thema, zu den Propheten.

„Denkt an die Propheten“, sagt Jakobus, „die ihre Botschaft im Namen des Herrn verkündet haben: Sie sollen euer Vorbild darin sein, Leid zu ertragen und euch in Geduld zu üben.“

Jakobus bezieht sich also auf wichtige Figuren aus dem Volk Israel, aus dem Ersten Testament.

Wer könnte damit gemeint sein? Die großen Propheten Israels – Jesaja, Jeremia - haben daran gelitten, dass sie die Botschaft Gottes unter das Volk bringen mussten. Diese Botschaft war oft

unbequem. Beliebt waren die Propheten nicht, weil sie immer etwas zu meckern und zu mahnen hatten. Jeremia begleitete seine Leute aber auch ins Exil nach Babylon, er nahm auch das auf sich und litt mit ihnen.

Greta Thunberg wird oft eine Prophetin genannt. Sie hat nur eine Botschaft: Denkt endlich nach und tut etwas gegen die drohende Klimakatastrophe.

Sich selbst als Person nimmt sie dabei nicht wichtig. Sie spricht auch nicht im Auftrag Gottes. Aber sie leidet an ihrer Verkündigung, sie leidet an den Verhältnissen und erhebt ihre Stimme weltweit.

Man hat ihr empfohlen, Klimawissenschaften zu studieren. Sie sagte: Wozu? Es ist doch alles schon erforscht. Wir wissen, was wir tun müssen. Wir sollten es endlich tun.

Und ganz sicher brauchen Greta Thunberg und die jungen Menschen von *Fridays for Future* Geduld, bis viele Menschen umdenken und klimagerecht handeln.

Im Magazin „reformiert“ unserer Kirche und im Internet wurde die 17-jährige Schülerin Luzie Richter aus Leer vorgestellt, die sich ehrenamtlich in der Kindergottesdienstarbeit engagiert und auch für *Fridays for Future* auf die Straße geht. Ich finde das bewundernswert. Sie hat den Elan der Jugend, den Schwung, die Ungeduld. Aber sie hat auch eine Beharrlichkeit. Die brauchen wir.

Seht doch, wir preisen diejenigen glücklich, die standhaft geblieben sind, sagt Jakobus und kommt dann zu Hiob, unserem dritten Thema.

Es gibt, glaube ich, keinen Menschen in der Bibel, der so viel aushalten musste wie Hiob. Jakobus spricht vom „Ausharren Hiobs“. Ja, das stimmt. Aber Hiob war wütend. Stinksauer – weil er sagte: Ich habe nichts verbochen. Warum werde ich so schrecklich bestraft?

Seine Freunde sagen die ganze Zeit: Es muss einen Grund geben. Nein, sagt Hiob. Mein Leiden hat keinen Grund. Und eigentlich auch keinen Sinn.

Darin können sich auch heutzutage Menschen wiederfinden, die leiden.

Dem Leiden Hiobs wird aber ein Sinn gegeben, weil am Beginn des Buches der Satan mit Gott eine Wette schließt. Guck mal, Hiob, dein Knecht, sagt der Teufel, der ist ja so gut, gottesfürchtig und macht alles richtig. Aber wehe, es geht ihm mal schlecht – dann wird er vom

Glauben abfallen.

Nein, sagt Gott, das glaube ich nicht. Hiob wird zu mir halten.

Aber wie schwer das Hiob fällt, konnten wir in der Lesung hören. Sein Körper ist krank, stinkt, verfällt. Es geht ihm sehr schlecht. Aber plötzlich, mitten in seiner Rede, sagt er: Doch ich weiß: Mein Erlöser lebt. Er wird als der Letzte über dem Staub stehen – das heißt, über der vergänglichen Welt.

Hiob nennt Gott seinen Anwalt, seinen Fürsprecher. Mit diesem Bekenntnis rettet er sich selbst – und auch Gott, sagt der niederländische Theologe Dick Boer in seinem Buch „Wenn nichts mehr stimmt... - Hiob rettet den ‚Namen‘“.

In der jüdischen Theologie gibt es die Vorstellung, dass nicht nur wir Menschen Gott brauchen, sondern dass auch Gott die Menschen braucht. Gott braucht uns, damit Mitgefühl und Liebe in die Welt kommen, damit nicht der mächtige Zyniker siegt, der über Leichen geht, sondern damit das Leiden von unschuldigen Menschen gesehen und gespürt wird und nicht umsonst ist.

Es geht um das Mitgefühl Gottes. Gott ist wie eine Mutter, die sich über ihre Kinder erbarmt. Gott kann nicht alles Leiden wegnehmen und in Luft auflösen.

Aber Gott ist unser Anwalt, der Anwalt Hiobs, der Anwalt der Menschen, denen es schlecht geht.

Barmherzig und gnädig ist Gott, langsam zum Zorn und reich an Gnade und Treue, heißt es im Exodusbuch.

Liebe Gemeinde: Gott braucht die Menschen, die an ihm festhalten – die allen Erfahrungen zum Trotz auf das Bessere hoffen – beharrlich und geduldig, wie es uns dieser Adventssonntag als Aufgabe stellt.

Amen.

Barbara Wündisch-Konz

Biblischer Text: 2 Kor 1, 18-22 (Advent)

Liebe Gemeinde!

Was ist **Treue**? Bei Liebespaaren sprechen wir von **Treue**. Oder man kann einer Sache **treu** sein. Soldaten bleiben der Fahne **treu** bis in den Tod. Und es gibt auch **treudoofe** Menschen, die auf andere hereinfallen, weil sie etwas naiv sind und sich in Ruhe über den Tisch ziehen lassen.

Im heutigen Predigttext geht es um Treue und Verlässlichkeit. „Gott aber ist **treu**“, sagt Paulus im 2. Korintherbrief. Wir hören aus dem 1. Kapitel die Verse 18 bis 22.

18 Gott aber ist treu, dass unser Wort an euch nicht Ja und Nein ist.

19 Denn der Sohn Gottes, Christus Jesus, der unter euch durch uns gepredigt worden ist, durch mich und Silvanus und Timotheus, war nicht Ja und Nein, sondern in ihm ist ein Ja geschehen.

20 Denn so viele Verheißungen Gottes es gibt, in ihm ist das Ja, deshalb auch durch ihn das Amen, Gott zur Ehre durch uns.

21 Der uns aber mit euch festigt in Christus und uns gesalbt hat, ist Gott,

22 der uns auch versiegelt und die Anzahlung des Geistes in unsere Herzen gegeben hat.

I. Die Treue Gottes

Der 2. Korintherbrief gilt als der persönlichste Brief des Paulus. In Kapitel 2 schreibt er: „Denn aus Bedrängnis und Herzensangst schrieb ich euch mit vielen Tränen, nicht um euch traurig zu machen, sondern damit ihr die Liebe erkennt, die ich besonders zu euch habe.“ (2 Kor 2,4)

Paulus schreibt diesen Brief mit viel Gefühl, er berichtet von seinen Schwächen und Krankheiten, die ihm zu schaffen machen. Er ist viel gereist, und er hatte der Gemeinde in Korinth anscheinend versprochen, bald wieder zu ihr zu kommen, konnte aber sein Versprechen nicht pünktlich einhalten. Es wirkt fast so, als würde er sich zu Beginn des Briefes rechtfertigen.

Und dann verweist er auf die Treue Gottes. Daran richtet er sich auf. Wenn Gott **treu** ist, liebe Leute, werft mir meine scheinbare Untreue oder Wankelmütigkeit bitte nicht vor.

Wie ist das mit der Treue Gottes? Wir hören das ja zu Beginn jedes Gottesdienstes von Gott, „der Bund und Treue hält ewiglich und nicht loslässt die Werke seiner Hände“.

Können Sie die Treue Gottes erleben und erfahren? Verlassen Sie sich auf Gott und seine Treue? Oder gibt es da auch mal Zweifel: Ist Gott wirklich noch bei mir? Wie kann Gott das zulassen, wo er uns doch liebt und zu uns steht?

Ich habe jetzt in der Vorweihnachtszeit besonders viele Besuche gemacht, weil ich bei den kranken und trauernden Menschen sein wollte.

Ich könnte nicht nur am Schreibtisch sitzen, obwohl ich im Moment für die Weihnachtstage wirklich mehrere Predigten vorbereiten muss. Aber eine Predigt wird aus meiner Sicht erst echt, wenn sie von Erfahrungen getragen ist. Und wissen Sie was? Ich habe in unserer Gemeinde die Erfahrung gemacht, dass keiner oder keine diese Frage stellt: Wie kann Gott das zulassen?

Stattdessen höre ich ganz viele und treue Glaubensbekenntnisse von Menschen. Gott trägt mich auch in meiner Krankheit. Das Wort Gottes tröstet mich. Ich bekomme so viel Besuch in meiner Trauer. Ich bin nicht allein, auch wenn es schwer ist.

Es sind nicht immer alle Kirchgänger, das sagen sie mir auch freimütig. Einer meinte zum Beispiel zu mir: „Ich glaube, dass Gott uns die maximale Freiheit gegeben hat. Aber am Ende, da wird abgerechnet.“ Er meinte damit das Gericht Gottes. Und aus seinen Worten sprach das Vertrauen in Gott, dass Gott gerecht ist. Der Mann sagte auch, dass kein Tag vergehe, an dem er nicht bete. Das hat mich sehr berührt. Das ist für mich eine Treue im Glauben.

Eine andere Frau in der Gemeinde hat ihren Mann früh verloren, er wurde nur knapp 50. Sie sagte: „Seitdem bin ich alleine. Er war soo ein lieber Mensch, ich habe ihn so gemocht. Nach ihm wollte ich keinen anderen Mann mehr haben.“ Auch das ist Treue.

Oder die Menschen, die zum Friedhof gehen und das Grab schön machen und Blumen hinbringen. Auch das ist Treue. Wie abwertend ist es dann von anderen, wenn sie sagen: „Was, du gehst immer noch so oft zum Friedhof? Stell dich nicht so an.“ Das klingt gemein, aber so hat es mir eine Frau wörtlich erzählt. Ich sagte zu ihr, dass das die anderen einfach gar nichts angeht.

II. Ja und Nein

Der erste Satz des Predigttextes lautet: Gott aber ist treu, dass unser Wort an euch nicht Ja und Nein ist. Gemeint ist damit, nicht Ja und Nein *zugleich*. Das würde verwirren. Auf was soll man sich denn dann verlassen? Eure Rede sei Ja, ja, nein, nein, sagt Jesus, und durch das Verdoppeln der Wörter macht er deutlich: entweder ja *oder* nein. Aber nicht beides zugleich. Eindeutigkeit und Klarheit sind Eigenschaften Gottes.

Wir Menschen haben ein Bedürfnis danach. Mir ist Klarheit immer sehr wichtig.⁸

Neben der Treue Gottes finde ich **das Ja** Gottes in diesem Predigttext das Schönste. Gott sagt Ja zu den Menschen, seit Beginn der Schöpfung, trotz aller Unzulänglichkeiten. Auch in schwerer Krankheit und in Prüfungen dürfen wir uns von Gott getragen wissen, bejaht.

Ich denke an andere Situationen, in denen ein Ja wichtig ist. Das Ja bei der Hochzeit oder beim Antrag: Ja, ich will. Das Ja der Eltern bei der Taufe ihres Kindes. Ja, wir wollen unser Kind im christlichen Glauben erziehen. Ja, das versprechen wir. Und das Ja bei der Konfirmation. Die jungen Menschen sagen mit 13, 14 Jahren: Ja, wir möchten zur Gemeinde dazugehören. Ja, wir bekräftigen unsere Taufe.

Ich finde, wir sollten öfter Ja als Nein sagen. Positiv sprechen. Ein Ja ist eine Zustimmung. Eine Erlaubnis. Gottes Ja zu uns ist unglaublich groß.

Gott offenbart seine Treue, sein Ja zu seiner Schöpfung, sein Ja zu uns in Jesus. Paulus schreibt:

19 Denn der Sohn Gottes, Christus Jesus, der unter euch durch uns gepredigt worden ist (...) war nicht Ja und Nein, sondern in ihm ist ein Ja geschehen.

Christus Jesus ist der Gesalbte Gottes, und es heißt im Text, dass auch wir von Gott gesalbt sind. Vermutlich sind die letzten Verse des Predigttextes eine alte Taufformel. Übersetzt heißt sie: Gott ist König, Jesus ist König, und wir sind mit ihm Könige. Und da geht es um eine ganz andere Herrschaft.

Gott nimmt die Schwachen und Niedrigen an, Gott steht nicht auf der Seite der Hochmütigen und der ungerecht Herrschenden. So singt es Maria in ihrem Lobgesang, im Magnifikat, das wir vorhin als Lesung gehört haben. Noch einmal hören wir die Worte Marias:

*Meine Seele preist die Größe des Herrn,
und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter.
Denn der Mächtige hat Großes an mir getan,
und sein Name ist heilig.
Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten:
Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind.
Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.
Er denkt an sein Erbarmen, das er unseren Vätern verheißen hat,
Abraham und seinen Nachkommen auf ewig. (Lk 1, 46-55)*

Maria sagt das, was auch ihr Sohn Jesus lehren und leben wird. Die Annahme und das Trösten der armen und schwachen Menschen, die Rettung und Erhebung der Bedrängten und Niedrigen.

Der treue Gott hebt nicht einfach die Endlichkeit, die Vergänglichkeit und auch nicht die Aggressivität und Bössartigkeit in der Schöpfung auf. Aber der treue Gott wirkt den negativen Kräften entgegen. Er offenbart die Macht der Liebe inmitten von Hass, die Macht der Wahrheit inmitten von Lüge, die Macht der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit inmitten von Gewalt und Härte.

Ein Ja ist ein Ja, und ein Nein ist ein Nein. Gott steht für die Wahrheit und Verlässlichkeit. In Gott ist das Ja, sagt Paulus.

Gott sagt Ja zu uns Menschen und macht uns zu Menschen, die zu Gott Ja sagen.

20 Denn so viele Verheißungen Gottes es gibt, in ihm ist das Ja, deshalb auch durch ihn das Amen, Gott zur Ehre durch uns.

Ja und Amen – eine festere Glaubensbezeugung gibt es nicht.

Aber das war noch nicht das Amen am Schluss der Predigt, denn einen weiteren Gedanken zur Treue Gottes möchte ich ausführen.

III. Gottes Treue zu Israel – Chanukkafest und Advent

Da ist ja noch die große Treue Gottes zu Israel, seinem auserwählten Volk. Dieser erste Bund wurde nie gekündigt. Gott ist treu, das bekennen auch Jüdinnen und Juden.

Heute, am 22. Dezember, beginnt das jüdische Lichterfest Chanukka. Es dauert neun Tage. Auch bei diesem Fest geht es um die Treue Gottes, um Vertrauen und Glauben. Während des Lichterfestes wird jeden Tag eine Kerze mehr am Leuchter angezündet. Licht in der Dunkelheit erinnert an das Licht-Wunder im Jerusalemer Tempel im 2. Jahrhundert vor Christus.

Ich finde es für uns Christen wichtig, auch die jüdischen Traditionen zu kennen. Damit erweisen wir unseren jüdischen Geschwistern ebenfalls Treue, und die haben sie bitter nötig.

Alle Jahre wieder wird das Chanukkafest gefeiert. Alle Jahre wieder feiern wir Advent. Darauf können wir uns verlassen. Für Kinder ist es jedes Jahr wieder neu und die aufregendste Zeit des Jahres. Wir Erwachsenen sind am Ende der Adventszeit vielleicht ganz gesättigt und etwas erschöpft von den vielen Feiern.

Aber schon im kommenden Jahr freuen wir uns wieder auf die Adventszeit, weil sie uns Menschen untereinander und uns mit Gott verbindet.

Wir haben einen treuen Gott, einen verlässlichen Gott.

Amen.

Barbara Wündisch-Konz

Biblischer Text: Lk.1, 67-79

Liebe Gemeinde, in Jesus Christus kommt Gott zu uns Menschen. Und mit seinem Kommen bricht das Reich Gottes an. Das ist altes theologisches Glaubensgut. So lesen wir es in der christlichen Dogmatik, so lesen wir es im Katechismus. Aber – was heißt das eigentlich? Was bedeutet das?

Diese Frage hat sich wohl auch der Evangelist Lukas gestellt. Wie erkläre ich den Menschen, die sich für den Glauben interessieren, sich taufen lassen wollen, zu den Gottesdiensten gehen – wie erkläre ich denen diese großen Worte? Und wie begegne ich ihren Fragen, ihren Zweifeln – wie der Grenze ihrer Vorstellungskraft: Gott kommt zu uns Menschen?

Lukas wählt den Weg der Erzählung. Er erzählt Geschichten um die Geburt Jesu und in diese Geschichten legt er – ganz verborgen – ganz viel Theologie. Eine dieser Geschichten ist die Geschichte von Zacharias. Diese Geschichte endet in einem großen Lobgesang, und dieser Lobgesang ist unser heutiger Predigttext.

Lk 1, 67-79

Der Lobgesang des Zacharias, liebe Gemeinde. Poetische Worte, deren Sinn sich erst erschließt, wenn wir die Geschichte des Zacharias kennen.

Zacharias ist Priester – und schon sein Name ist wichtig. Zacharias, hebräisch Sacharja – Sachar Jahu, das heißt so viel wie: Gott erinnert sich. Gott denkt an etwas zurück. Im Lied des Zacharias klingt das an: „und gedächte an seinen heiligen Bund, heißt es da, an den Eid, den er unserem Vater Abraham geschworen hat“. Das meint der Name Zacharias. Wir könnten auch sagen: Gott gedenkt an sein Volk und erhält es am Leben. Der große Namensvetter unseres Zacharias, der Prophet Sacharja, der hat nach der Heimkehr des Volkes aus der babylonischen Gefangenschaft für die Heimgekehrten gepredigt, hat sie motiviert, den Tempel und die Stadt Jerusalem wieder aufzubauen. Er hat ihnen gesagt: Gott erinnert sich an die Anfänge seines Volkes. Wie er es aus Ägypten befreit und durch die Wüste geleitet und ihm das Gesetz und das Land und den Tempel gegeben hat. Und auch über den Verlust von

Land und Tempel hinweg bleibt Gott seinem Volk treu. So hat Sacharja gepredigt. Gott wird Israel wieder aufleben lassen – das war Sacharjas Botschaft – und genau das klingt auch im Namen des Priesters Zacharias an. Unser Zacharias ist ja auch Priester in einer Zeit, in der diese Botschaft wieder wichtig ist. Israel, Jerusalem – es steht ja zur Zeit von Jesu Geburt wieder in der Gefahr, unter fremde Herrschaft zu geraten. Die Römer nehmen immer mehr Einfluss. Die Könige sind nur noch Vasallen. Augustus schickt schon seine Steuereintreiber. Es sieht nicht so aus, als ob es gut weitergehen würde. Wir wissen auch – Lukas wusste es auch, als er dieses Evangelium aufschrieb, wie es mit den Römern enden würde – mit der Zerstörung des Tempels und der nochmaligen Zerstreuung des Volkes.

Vielleicht spiegelt Lukas das auch im Leben des Zacharias. Lukas ist ja ein Meister der Andeutungen. Zacharias ist schon alt – er, ebenso wie seine Frau Elisabeth – und die beiden haben keine Kinder. Auch der Name wird in ihrer Familie nicht weitergegeben werden. Zacharias, so hießen schon der Vater und der Großvater und der Urgroßvater, Gottes Gedenken setzt sich über die Generationen fort, aber die Reihe dieser Zachariasse geht nun ganz offensichtlich zuende. Lukas deutet mit dem Ende des Namens eine Zeitenwende an. Aber- auch darin ist der Evangelist genial, er erzählt die Folie der großen Weltgeschichte immer zugleich auch im Schicksal eines Einzelnen.

Zacharias und seine Frau Elisabeth sind kinderlos. Und diese Kinderlosigkeit ist ein wunder Punkt. Eine dunkler Fleck im Leben dieser beiden so frommen und angesehenen Menschen – auch Elisabeth kommt aus einer Priesterfamilie – und die Bibel bezeugt beiden einen frommen und tadellosen Lebenswandel. Nur eben – sie haben keine Kinder. Das ist ein soziales Risiko – Kinder waren damals die Altersvorsorge – aber das hat auch eine religiöse Dimension. Wenn so ein Schicksal einen Priester trifft, dann muss doch da irgend etwas sein oder gewesen sein... wer weiß? Hinter vorgehaltener Hand am Brunnen, beim Weinfest, da hat man sicherlich darüber geredet. Zacharias und Elisabeth leiden an eben diesem gesellschaftlichen Makel. Mehr noch als an der Kinderlosigkeit selbst leiden der fromme Priester und die Pfarrerstochter daran, dass man ihr Leid als Strafe Gottes deutet. Sie haben gebetet, so erzählt es Lukas, lange gebetet, aber nichts war geschehen, Elisabeth war schließlich in die Wechseljahre gekommen – und dann war es vorbei mit dem Kinderwunsch,

sie mussten sich in ihr Schicksal fügen. Zacharias hat es in sich verborgen – macht all so weiter, wie man sagt.

Und dann, so erzählt die Bibel, hat Zacharias eine Vision, als er Dienst im Tempel tut. Er sieht einen Engel, und der kündigt ihm die Geburt eines Sohnes an. Unmöglich nach menschlichen Ermessen. Wie soll das denn gehen mit Elisabeth? Eine schmerzhaft Begegnung ist das für Zacharias. Der Engel rührt an seine alte Wunde. So wie vor langer Zeit ein Engel Jesajas Lippen mit einer glühenden Kohle berührt hat. Es brennt in dem alten Mann. Der Engel holt sein Inneres hervor. Sein stilles Leiden. Seine tiefe Sehnsucht. Das, worüber er nicht reden kann. Das kehrt er nach außen. Zacharias verstummt. Bis zur Geburt des Sohnes wird er nicht reden können – und zugleich sagt ihm der Engel: Du wirst stolz sein können auf deinen Sohn. Du wirst dich freuen – und viele mit dir. Und übrigens – nicht Zacharias soll er heißen, nicht so, wie du, sondern Johannes.

Wieder so eine Ambivalenz – ist doch die Stummheit nicht nur eine Strafe, sondern auch ein Zeichen von Gott, eine Bestätigung: Euer Herzenswunsch wird in Erfüllung gehen - nur ein bisschen anders, als ihr es erwartet hättet. Eben nicht ein Zacharias, sondern ein Johannes. Johannes, der, wir wissen es, der Vorläufer Jesu sein wird, der Prediger in der Wüste, der das Volk zur Umkehr zu Gott rufen wird und auf das Kommen Jesu, des Retters, des Heilands, hinweisen wird, in dem alles alte vergehen wird und etwas ganz neues in die Welt kommen – Johannes, der dafür am Ende von Herodes enthauptet und hingerichtet werden wird.

Zacharias und Johannes. Auch hier sind die Namen theologisches Programm. Johannes, das heißt: Gott ist gnädig. Nicht mehr: Gott erinnert sich, sondern: Gott ist gnädig. Das ist kein so großer Unterschied, wie man auf den ersten Blick meint. Dass Gott gnädig ist, das hat er ja gerade in seinem Gedenken an sein Volk immer wieder bewiesen. Die ganze Geschichte der Befreiung, der Wüstenwanderung, der Heimkehr nach der Gefangenschaft – das ist eine Gnadengeschichte.

Aber genau das wird jetzt präzisiert. Wenn wir nur sagen: Gott erinnert sich – er gedenkt – darin könnte ja auch ein Gerichtsgedanke stecken. Wenn man sich erinnert, dann erinnert man sich ja immer an das Gute und das Schlechte – und man könnte sich auch in der Geschichte des Gottesvolkes an schwierige Zeiten erinnern, Zeiten des Ungehorsams, Zeiten einer Krise

zwischen Gott und seinem Volk. Darunter wird jetzt ein Schlussstrich gezogen. Gott erinnert sich, er gedenkt: das soll jetzt ganz eindeutig verstehbar sein als: Gott ist gnädig. Und es wird fortan nicht nur für das alte Gottesvolk gültig sein, sondern für alle, die dazu kommen wollen. So, wie sich das in der äußeren Geschichte ja auch zeigt. Nicht mehr durch natürliche, biologische Zeugung, sondern durch Gottes Wirken und ohne das Zutun, ja gegen das Zutun von Zacharias und Elisabeth wird Johannes geboren. Und in ihm lebt nun zwar das gleiche alte Geschlecht, die alte Familie weiter, aber mit neuem Vorzeichen, mit neuem Namen. In Gottes Geschichte mit seinem Volk bricht etwas Neues an. In Jesus Christus, in dem, von dem dieses Kind Johannes später Zeugnis geben wird. Jesus Christus, der die alte Tradition unter neuem Vorzeichen weiterführen wird.

Das zu verstehen, das zu verarbeiten, das scheint seine Zeit zu brauchen – zumindest für Zacharias. Wir wissen das vielleicht aus unserer eigenen Erfahrung. Wir, die wir ja vielleicht auch die eine oder alte Wunde an unserer Seele tragen. Verletzungen, die uns das Leben zugefügt hat, die nicht wirklich verheilt sind, die vernarbt sind, die schmerzen, wenn man daran rührt. Die wir tief in unserem Inneren verschlossen haben. Die vielleicht auch in unserem Leben die Kraft hätten, etwas Neues entstehen zu lassen – heilsam zu werden für uns und andere, aber es dauert eine Zeit, bis wir zulassen können, dass sie ans Licht treten, bis wir ihre mögliche Kraft überhaupt entdecken.

Zacharias muss nun nicht nur sein Leid, sondern auch seine Freude in sich verschließen. Er kann nicht reden. Kann nicht zu Elisabeth gehen und das Erlebte mit ihr teilen. Auch nicht, als sie zu ihm kommt und sagt: Du, ich bin schwanger. Fünf Monate wird auch sie selbst brauchen, um das zu glauben, die Zeit also, bis ein Baby im Bauch die ersten spürbaren Bewegungen macht. Als die schwangere Maria zu ihr kommt, da spürt sie dieses werdende Leben. Fünf Monate hält sie sich verborgen, erzählt Lukas, vielleicht, weil sie selbst es nicht glauben kann, vielleicht aber auch, weil sie sich wieder vor dem Gerede der Leute fürchtet.

Die verschämte Elisabeth und der stumme Zacharias. Beide verkörpern sie den Menschen vor Gott – uns, deren Schritte Gott so liebend begleitet, gegen allen äußeren Anschein – und die das doch nur schwer glauben können, um die Verheißung des liebenden Gottes ringen

müssen. Unseres Gottes, der sein Volk nicht vergisst – Zacharias – und uns in Fülle geben will: Gott ist die Fülle – das bedeutet der Name Elisabeth. Elisabeth und Zacharias: beide verbinden sich und bekommen neue Gestalt in ihrem Sohn Johannes. Gott ist gnädig. Und so, in diesem Ringen um das Vertrauen auf ihren Gott werden Elisabeth und Zacharias zu Zeugen des neuen Wirkens Gottes in der Welt.

Und dieses neue Wirken?

Zum einen: Gott verlässt seinen Platz im Himmel und kommt auf die Erde. Er will der Welt und seinem Volk nicht mehr gegenüberstehen, sondern mitten unter ihnen sein. Er gibt seine Macht auf. Am Sinai, als er sich zum ersten Mal seinem Volk zeigte und ihnen die Gebote gab, da kam er in Blitz und Donner. So gleißend hell, dass kein Mensch ihn ansehen konnte und Mose sein Gesicht mit einer Decke verhüllte. Jetzt kommt er als Kind im Stall.

Angreifbar und zart. Alle können kommen, alle können das Kind anfassen. Die Hirten, also die Armen und Verachteten, und die Könige. Die Juden und die Heiden auch.

Und so, als Mensch, in Jesus von Nazareth, bleibt Gott bei uns. Bis hin zu seinem Tod. Bis dahin, dass er sich nicht wehrt, als man ihn verurteilt und am Kreuz hinrichtet. In allem so, wie wir Menschen auch. Und gerade in seiner Menschlichkeit bringt er Heil. In seiner Gegenwart öffnen sich Blinden die Augen, Gelähmte und Gebeugte stehen auf, Betrüger werden ehrlich und Tote erwachen aus ihrer Starre. Und am Ende bleibt er selbst nicht im Grab, sondern geht uns durch den Tod den Weg ins Leben voran. Das ist das eine.

Und das zweite: Gott lenkt unsere Blicke in eine neue Richtung. Johannes, der da geboren wird, der wird einmal predigen: Kehrt euch um. Und damit wird er meinen: Wendet euch von eurem alten Leben ab und haltet fortan das Gesetz. Aber hinter dieser Aufforderung ist längst eine ganz andere Umkehr vorbereitet: Nämlich tatsächlich das, was sich im Wechsel von Zacharias zu Johannes hin vollzieht. Nicht mehr die Vergangenheit, nicht mehr die Tradition, nicht mehr das Erlebte ist das, wohin sich unsere Blicke richten sollen. Das bleiben unsere Wurzeln. Daraus ziehen wir unsere Kraft. Aber von daher sollen sich jetzt unsere Blicke auf die Zukunft richten.

In der Mitte der Zeit hat sich die Blickrichtung der Glaubenden gewandelt. Das Reich Gottes

ist nahe herbeigekommen, so haben es Johannes wie auch Jesus selbst gepredigt und uns ermutigt, in der Erwartung dieses Reiches zu leben. In der Erwartung einer neuen Welt, in der Unrecht und Elend verstummen, in der die Tränen von unseren Augen abgewischt werden und es keinen Hass und keine Angst mehr gibt. Und: das hat uns Jesus gelehrt: Für uns heißt das auch als Glaubende unseren Blick zu wenden: unseren Blick nicht mehr allein auf die Macht Gottes zu richten, sondern unsere Blicke liebevoll auf unsere Mitmenschen zu richten. Dann werden wir die Macht Gottes in unserem Rücken spüren. Und sie wird uns dazu leiten, dass wir in unserem liebevollen Umgang mit den Menschen zu Johannessen zu werden: Zu Menschen, die auf Jesus Christus hinweisen und in ihrem Tun zeigen; Gott ist gnädig.

Liebe Gemeinde, am Ende seiner Zacharias- Erzählung lässt Lukas Zacharias ein Lied singen. Eben jenes Lied, das wir am Anfang gehört haben, jenes Lied, das den Weg von Zacharias zu Johannes nacherzählt und zu einer Einheit verbindet. Ich lese es noch einmal und lade Sie ein, genau hinzuhören und diesen Weg mitzuverfolgen:

Predigttext noch einmal lesen

Dr. Susanne Bei der Wieden

Biblischer Text: Lukas 1, 20

„Die Geschichte kenne ich schon ...“ rief in der Christvesper ein kleiner Junge – mitten hinein in das feierliche Schweigen während der Lesung, etwas empört, dass man ihm nichts Neues präsentierte. Ja, unsere Geschichten sind alle Jahre wieder die gleichen. Die Älteren unter uns können die Weihnachtsgeschichte auswendig – sie ist angereichert mit der Patina unserer eigenen Lebenszeit.

Ich lade Sie heute ein, über einen einzelnen Vers (Lukas 1,20) nachzudenken:

Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesaget war.

Die Hirten kehrten wieder um ...

Viel wird in der Adventszeit über die richtige Vorbereitung auf Weihnachten geredet. Und dann kommt das Fest. Schön ist es zu feiern. Schwierig ist es, wieder herunterzukommen. Langsam. Und ohne traurige Stimmung. Wie war das heute Morgen auf Ihrem Gang zur Kirche? Man weiß es doch: keine drei Tage noch und die ersten Christbäume stehen schon wieder nackt an den Sammelstellen.

Zwei Feiertage widmete die alte Kirche dem Hochfest von Christi Geburt. Und dann kam an Dreikönig mit dem alten Epiphaniastag noch ein zweiter Höhepunkt dazu. Aber für die meisten Menschen heute ist Weihnachten nach Heiligabend vorbei. Kurz vor Silvester wird in den Schaufenstern dem Spuk denn auch ein Ende gemacht, und die ersten Luftschlagen künden die fünfte Jahreszeit an. Da soll uns dann die Endloswitzelei auf allen Fernsehkanälen wieder irgendwie herausholen aus der nachweihnachtlichen Depression.

Der alte Festkalender und die früheren Bräuche boten dagegen eine große Hilfe. Zum Beispiel durfte man zwischen Weihnachten und Dreikönig keine Wäsche waschen. Das klingt natürlich sehr heidnisch, diese Furcht vor den Raunächten. Aber es war auch ein Stück Lebenskunst: Man unterschied eben die Zeit zum Arbeiten von der Zeit zum Feiern, das Fasten vom Prassen, das Alleinsein von der Geselligkeit. So schnell verlor sich da keiner in die Leere nach dem Abend der Geschenke, so schnell musste man sich nicht schon wieder an einen Alltag gewöhnen, an dem eben alles wieder seinen alten Gang ging, so schnell verblasste der Glanz der Christnacht noch nicht.

Wir haben uns hier (in kleiner Runde) zum Heiligen Tag versammelt. Gestern – am Heiligen Abend – sind wir der Aufforderung der Hirten gefolgt:

Des lasst uns alle fröhlich sein
Und mit den Hirten gehn hinein
Zu sehn, was Gott uns hat beschert
Mit seinem lieben Sohn verehrt.

Und im Stall angekommen, haben wir gesungen: Ich steh an deiner Krippen hier ...

Jetzt aber ist es an der Zeit, wieder mit den Hirten umzukehren.

„Fröhlich“ sind wir nach Bethlehem aufgebrochen, kehren wir danach traurig zurück? Haben wir uns vielleicht zu sehr vollgepumpt mit den Hochgefühlen, den religiösen und den nichtreligiösen, die wir vom Weihnachtsabend erwarten und für deren Inszenierung wir sorgen. Wohltuend, feuchte Augen zu kriegen, wenn das elektrische Licht während der Predigt ausgeht, wenn das Lieblingslied gesungen wird, wenn man sich fallen lässt in gute Erinnerungen! An diesem Morgen aber ist es taghell und die schöne Strophe „Heut schließt er wieder auf die Tür / Zum schönen Paradeis“ ist erst im nächsten Jahr wieder dran. Das „heut“ war gestern. Nun muss sich zeigen, was davon übriggeblieben ist. Ob die Rückbesinnung auf die Hirten uns da weiterhilft?

Die Hirten priesen und lobten Gott ...

Als ob das so einfach wäre! Preisen, Loben, Lobpreisen gar. Wie sollen wir Gott loben? Da müssten wir ihn ja auch tadeln dürfen. Ja, mit viel Orgelklang und mehrstimmigem Chorgesang, da mag man von preisen reden. Aber alleine oder in kleiner Runde? Und überhaupt – trägt Lukas da nicht ein wenig dick auf? Die Hirten von Bethlehem auf dem Rückweg zu ihren Feldern – lobend und preisend. Zu Engeln werden die rauen Kerle nicht geworden sein im Stall! Und wir Heutigen? Warum eigentlich sollen wir loben und preisen? Das ist ja der Nachteil an den alten Geschichten: Man kennt sie so gut, dass sie vielleicht nicht wirklich zu bewegen, zu überraschen, aufzurütteln vermögen. Ob sie uns im feierlichen Gewand der Lieder, Lichter und Wohlgerüche nicht doch nur zur Geste und zur formelhaften Wiederholung geworden sind? Weihnachten – „zerzählt“ – so hat das Kurt Marti formuliert.

Warum lobten und priesen die Hirten Gott?

... um alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesaget war

Hören – Sehen – Gesagt bekommen

Der Lobpreis kommt erst danach – Reaktion auf etwas sinnhaft Wahrnehmbares und Wahrgenommenes. Es kommt nicht aus der Innerlichkeit, den Hochgefühlen aufgeheizter Stimmung.

Es kommt von außen. Es kommt auf einen zu. Hören und Sehen soll uns nicht vergehen im weihnachtlichen Lichtertaumel und Klangzauber. Unsere Sinne sollen geschärft bleiben.

In vielerlei Weise spricht die Bibel von Hören und Sehen.

Da ist einmal die Warnung, man könne das Entscheidende versäumen: **Wer Ohren hat zu hören, der höre.** Diese Mahnung begleitet Gleichnisse Jesu bei Markus und Lukas. Da ist aber auch das Versprechen, dass in der Zeit des Heils Augen und Ohren geöffnet werden, die verschlossen waren. So schreibt Paulus voll Begeisterung von dem, „**was kein Auge gesehen hat**“ „**was kein Ohr gehört hat**“, „**was Gott bereitet hat, denen die ihn lieben.**“ (1. Kor. 2, 9) Und im letzten Buch der Bibel kleidet der Kündler des neuen Jerusalem seine poetische Rede in die Audio-Vision, ins Geschaute und ins Gehörte: **Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde ... Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott, wird mit ihnen sein;** (Off. 21, 1ff.)

Wir hören keine Stimmen.

Wir sind keine Visionäre, je älter wir werden, desto weniger.

Ob ich mich da nicht mit meinen Bibelstellen ein wenig verrannt habe? Sind das nicht wieder nur große Gefühle – Ausnahmezustände für fromme Ekstatiker, wenig alltagstauglich. Zugegeben. Wir sind weit weg von einer sinnhaft unmittelbaren Gotteserfahrung. Und schauen wir uns doch um in unseren Kirchen: man gönnt uns ja nicht einmal einen Bambino Santo, ein niedliches herzbewegendes Jesuskind zum Anschauen wie in den katholischen Kirchen Italiens. Allerdings habe ich mir von dem reformierten Pfarrer und Dichter Kurt Marti (DU. Eine Rühmung. Radius Verlag 2007, S. 18ff.) sagen lassen, dass dies durchaus gut sei so:

[...]

kein maler

hat ihn [Jesus] für die nachwelt

porträtiert

kein bildner ihn

in marmor gemeißelt

da er alles andere

als prominent war

und nicht zu den VIPs

seiner zeit gehörte
vielmehr die gesellschaft
von fischern und zöllnern
das gespräch mit gewöhnlichen
frauen und kindern vorzog
[...]

Wie schwer uns das fällt! Wie wenig die Christenheit in der Geschichte das aushalten konnte!
Da musste im Gottesdienst doch wieder die ganze Pracht der großen öffentlichen Auftritte römischer Würdenträger her: farbige Prachtgewänder, Kerzen und Weihrauch. Und für uns aufgeklärte Protestanten wenigstens die Pauken und Trompeten im Weihnachtsoratorium ...

Großer Herr und starker König,
Liebster Heiland,
Ach wie wenig
Achtest du der Erde Pracht ...

Aber nichtsdestotrotz ein prächtiges „Jauchzet, frohlocket“ auf allen Kanälen und aus den Kehlen sämtlicher Kirchenchöre ...

Ich zitiere dagegen noch einmal Kurt Marti:

[...]

DU [GOTT]

der in weiser voraussicht
deinen christus
in die welt gesandt hast
zu einer zeit noch
da es weder fotografie
noch filme oder fernsehen
und internet gab
damit uns in jedem antlitz
dasjenige christi begegne

[...]

Da wäre er auf einmal, der Alltag! Weihnachten, angekommen in der Welt. Die Hütte Gottes bei den Menschen. Etwas, was man sehen und hören kann. Berühren und streicheln. „Jedes Antlitz“. Wirk-lich ...

Da wäre er auf einmal, der Weg vom Stall zurück. Er führt vom Kind in der Krippe weg, damit das Kind sich finden lassen kann im Menschen neben uns. Nicht offensichtlich immer, leicht überhörbar. Hilflös ausgesetzt der Eintrübung unserer Augen, hilflos ausgesetzt den Betäubungen unserer Ohren, hilflos ausgesetzt unseren Zweifeln und unserer Trägheit.

Und vielleicht wäre da auch der Lobpreis Gottes. Keine Kunstgesänge. Keine Spitzentöne. Eher das Wort zum Tage. Auch das hat Kurt Marti beschrieben:

[...]

DU [GOTT]

der du thronst

über den lobgesängen

deiner machtlosen gemeinden

(psalm 22,4)

- fürwahr: ein exponierter

ein luftiger sitz

unsicher und wenig feudal

sind die singstimmen doch

verzagt oft und brüchig

auch schleichen leicht sich

miss- und falschtöne ein

was aber – o wunder –

dich kaum

zu beunruhigen scheint

wie wenn du

von solchen gesängen

dich allezeit sicher

getragen fühltest

[...]

Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesaget war.

Hören – Sehen – Gesagt bekommen

Ein Drittes kommt zum Hören und Sehen hinzu: ... **wie denn zu ihnen gesaget war ...**

Wie gut, dass wir nicht angewiesen bleiben auf Inszenierungen religiöser Hochgefühle! Wie gut, dass wir nicht dauerhaft die Weihnachtsstimmung des Heiligen Abends herzaubern müssen! Was die Hirten mit zurück auf ihre Felder nehmen, was wir in die Zeit nach dem Fest hinein aufbewahren, ist etwas, was ihnen und uns „gesaget war“! Die Evangelisten der Weihnachtsgeschichten, Lukas und Matthäus, legen sehr viel Wert auf solches Sagen:

Da spricht ein Engel zu Maria ...

Oder im Traum zu Josef und zu den Weisen ...

Da verkündet der Engel den Hirten auf den Feldern das Evangelium ...

Da reden die Hirten zu Maria ...

Und der Jesusknabe wird in der Öffentlichkeit des Tempels von Simeon und Hannah in hymnischen Worten begrüßt ...

Die Gotteserfahrungen in den Evangelien bleiben nicht im durchglühten Innenraum frommer Gefühle. Sie drängen nach außen. Sie suchen ihrerseits Ohren und Augen. Auch unsere Ohren und Augen! Wir sind nicht allein gelassen in säkularisierten Zeiten – nicht eingesperrt in die eigenen Hirnwindungen – nicht ausgeliefert der Unzuverlässigkeit religiöser Stimmungen! Auch wenn ich nicht wie die Hirten unmittelbar hören und sehen kann, kann ich mir etwas sagen lassen. Über die Jahrtausende hinweg! GOTTES WORT BLEIBT EWIG – welche Vorstellung, dass das Wort in den vielen Worten weitergegeben wird, von Mensch zu Mensch, von Zeit zu Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das fleischgewordene Wort ... Nicht ein Buch mit zeitlosen Sprüchen absoluter Gottesautorität. Nicht eine Vorlage für Kalendersätze zum Auswendiglernen. Nein, das Wort im Geheimnis der Menschwerdung. Zeitgebunden, mehrdeutig, missverständlich, ärgerlich, grandios und heilig – ein „dunkles Wort“ (enigma 1.Kor.13,12), aber ein lebendiges Wort, das die *Lesbarkeit* Gottes garantiert, die *Lesbarkeit* Gottes, der sich einlässt auf den Dialog mit uns. Nicht nur an Hochfesten. Alle Tage ... Ein Dialog hat viele Facetten. Zuhören, Widersprechen, Zustimmung, Nachfragen, Streiten, Erzählen, Nachsprechen und – Schweigen. Gott, der im Geheimnis der Trinität jenseits von Zeit und Raum der reine Dialog ist, will im Wort und als Wort erkannt werden. Er hat sich von Jesus und in Jesus ‚sagen‘ lassen und lässt sich weiter sagen. Und wieder und wieder lesen.

Als Antwort darauf mag vielleicht doch – vorsichtig und leise und „mit gedämpften, schwachen Stimmen“ (J.S. Bach Kantate BWV 36) – ein Lobpreis möglich sein. Er kann unseren Rückweg von der Krippe begleiten. Jahr für Jahr. Er vermag jeden Anflug von Melancholie und nachweihnachtlicher Depression zu übertönen.

Ich versuche es noch einmal mit den Worten von Kurt Marti:

[...]

DU

und deine

lebendige ikone

Marias sohn

der den neuen äon

verkündet hat

die vollendung

der schöpfung

den finalen sieg

über armut elend

und schicksalszwänge

[...]

dich

rühmt deine gemeinde

mit ihrem

AMEN

das ist:

ES WERDE WAHR!

Gudrun Kuhn

Biblischer Text: Matthäus 2, 13-18

LESUNG Jeremia 31

¹⁵ So spricht der HERR: Man hört Klagegeschrei und bittres Weinen in Rama: Rahel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen über ihre Kinder; denn es ist aus mit ihnen.

¹⁶ Aber so spricht der HERR: Lass dein Schreien und Weinen und die Tränen deiner Augen; denn deine Mühe wird noch belohnt werden, spricht der HERR. Sie sollen wiederkommen aus dem Lande des Feindes, ¹⁷ und deine Nachkommen haben viel Gutes zu erwarten, spricht der HERR, denn deine Söhne sollen wieder in ihre Heimat kommen.

PREDIGT

Liebe Gemeinde –

Noch können wir weihnachtliche Musik singen und hören. Noch stehen in manchen Häusern die Christbäume. Noch blinken die Lichterketten. Aber Weihnachten geht zu Ende – und immer noch ist kein Friede auf Erden.

Schon wieder sind die schönen Weihnachtsgeschichten überlagert von Fragen und Sorgen. Schon wieder suchen uns in diesen trüben Januartagen dunkle Gedanken heim. Schon wieder sind wir in unseren Alltag zurückgekehrt. Ja, Weihnachten geht zu Ende – und immer noch ist kein Friede auf Erden.

Ja, es stimmt: auch Weihnachten 20... hat den Frieden auf Erden nicht gebracht. Aber was haben wir denn erwartet? Erzählt denn die Bibel davon, dass mit der Geburt Jesu alles in der Welt anders geworden ist? So wie im Märchen ...

Keineswegs.

Die Engel fliegen zurück in ihren Himmel, sie haben ihre Aufgabe erfüllt. Die Hirten kehren um von der Krippe und gehen wieder an ihre Arbeit: Schafe hüten, in kalten Nächten frieren, mit den Widrigkeiten des Lebens kämpfen. Josef wird Schlange stehen an der Registrierungsstelle und Mühe haben, für die Frau und das Kind eine warme Decke und etwas zu essen zu bekommen. Und die Weisen aus dem Morgenland? Höchst unsicher ist es, ob in ihren Ländern jemand auf sie achtet, wenn sie von der Zeitenwende durch die Geburt des Messias erzählen. Die Weisen sind es meist nicht, die im Land gehört werden oder gar die politischen Entscheidungen beeinflussen. Von Königen ist in der Bibel ohnehin nicht die Rede.

Da sind die Erzähler realistisch. Was ist schon von den Herren der Welt zu erwarten, wenn sie einem König begegnen, der ihre Vorstellungen von Macht und Größe radikal in Frage stellt. Hören Sie, was im Matthäusevangelium dazu erzählt wird. Und Gott segne unser Reden und Hören, unser Nachdenken und unser Gegenreden..

Matthäus 2

¹³ Als [die Weisen] aber hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Traum und sprach: Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und flieh nach Ägypten und bleib dort, bis ich dir's sage; denn Herodes hat vor, das Kindlein zu suchen, um es umzubringen. ¹⁴ Da stand er auf und nahm das Kindlein und seine Mutter mit sich bei Nacht und entwich nach Ägypten ¹⁵ und blieb dort bis nach dem Tod des Herodes, [...] ¹⁶ Als Herodes nun sah, dass er von den Weisen betrogen war, wurde er sehr zornig und schickte aus und ließ alle Kinder in Bethlehem töten und in der ganzen Gegend, die zweijährig und darunter waren, nach der Zeit, die er von den Weisen genau erkundet hatte. [...]

Kein Friede auf Erden. Kindermord. Kein Märchen, nicht einmal ein Schauernmärchen. Bittere Realität.

Mehr als 200 entführte Mädchen in Nigeria. Von Boko Haram verschleppt, verkauft, vergewaltigt.

Tausende Buben unter den 8000 in Srebrenica ermordeten Bosniern.

Mehr als hundert getötete Schulkinder in Pakistan. Von der Schulbank weg von den Taliban erschossen.

Bei Säuglingen und Kleinkindern in KZs sparte man sich Munition und warf sie einfach gegen die Wand.

Möchten Sie die Liste erweitern? Nein – der Kindermord in Bethlehem ist kein Schauernmärchen. Er ereignet sich immer wieder.

Und ich frage mich: Wäre es nicht besser gewesen, der Evangelist hätte so etwas nicht erzählt. Nimmt diese Episode nicht alles wieder zurück, was uns zuvor mit Hoffnung erfüllt hatte. *Singt Fried den Menschen weit und breit ... Denn euch ist heute der Heiland geboren.* Ein Heiland, der sich vor seinen Widersachern auf die Flucht begeben muss. Der als einziger ein Massaker überlebt. Was hatten die Väter und Mütter in Bethlehem davon, dass Jesus in ihrem Dorf geboren wurde? Warum musste den armen Kindern so etwas Schreckliches zustoßen?

Das *Fest der unschuldigen Kindlein* heißt traditionell der Feiertag, an dem ihrer gedacht wird. Jeder Mord ist schrecklich. Aber das Sterben von Kindern ist das Schrecklichste. Warum müssen wir auch noch im Gottesdienst daran erinnert werden, was an Grausamkeit damals und

heute vor unseren Augen in der Welt geschieht.

Schluss mit Weihnachten, wenn da doch kein Friede wird auf Erden.

Halt – bitte schlagen Sie jetzt nicht einfach die Bibel an dieser Stelle zu. Bitte ertragen Sie mit mir die Fremdheit des Textes. Zwei Anstöße möchte ich dazu geben. Lassen Sie uns versuchen, die Geschichte mit den Augen der Matthäusgemeinde zu lesen. Und lassen Sie uns dann versuchen, die Geschichte auch zu uns sprechen zu lassen.

Also: die Matthäusgemeinde.

Die Grausamkeit des Herodes – sie ist für sie unbestritten. War er doch als Herrscher eine Marionette der Römer gewesen, der Römer, unter deren Fremdherrschaft sie nun schon seit 20 Jahren leben müssen, nachdem Jerusalem und der Tempel zerstört wurden. Kein Jude durfte mehr den Tempelberg betreten. Und mitten in diesem politischen Elend gab es keine Einmütigkeit zwischen ihnen und ihren Landsleuten. Denen galt die christliche Gemeinde als Verräter. Jesus war am Kreuz gestorben. Und also von Gott verflucht. So sagten die. Und: Ihr seid keine wahren Juden mehr. Für euch gelten die Verheißungen und Trostworte in der Schrift nicht länger!

Ich stelle mir vor, wie diese Vorwürfe den Menschen den Boden unter den Füßen wegzogen haben. Mitten durch die Familien hindurch ging der Streit. Was für die Großeltern noch selbstverständlich gewesen war, es wurde nun durch die Erzählungen über Jesus von Nazaret plötzlich neu gedeutet, gar auf den Kopf gestellt. Musste man – als Getaufte – etwa alles hinter sich lassen, was bisher vertraut war. Sollte man Mose und die Propheten einfach streichen? War der Gott, der Israel aus Ägypten befreit hat, nun nur noch der Gott der anderen?

Nein – ruft da der Evangelist. Was ich von Jesus erzählt bekam, es ist nicht gegen die Schrift. Ganz im Gegenteil. Wer die Schrift deutet, wird merken, dass da immer schon vom Vater Jesu gesprochen wurde. Wer die Personen und Geschehnisse der Schrift deutet, wird merken, dass sie auf Jesus vorausweisen. Das will der Evangelist beweisen. Und darum versieht er seine Geschichte vom Kindermord und von der Flucht nach Ägypten mit Schriftziten. Ich habe sie vorhin weggelassen.

Darum lese ich jetzt noch einmal:

¹³ Als [die Weisen] aber hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Traum und sprach: Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und flieh nach Ägypten und bleib dort, bis ich dir's sage; denn Herodes hat vor, das Kindlein zu suchen,

um es umzubringen. ¹⁴ Da stand er auf und nahm das Kindlein und seine Mutter mit sich bei Nacht und entwich nach Ägypten ¹⁵ und blieb dort bis nach dem Tod des Herodes, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht (Hosea 11,1): »Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.« ¹⁶ Als Herodes nun sah, dass er von den Weisen betrogen war, wurde er sehr zornig und schickte aus und ließ alle Kinder in Bethlehem töten und in der ganzen Gegend, die zweijährig und darunter waren, nach der ^{Zeit}, die er von den Weisen genau erkundet hatte. 17 Da wurde erfüllt, was gesagt ist durch den Propheten Jeremia, der da spricht (Jeremia 31,15): ¹⁸ »In Rama hat man ein Geschrei gehört, viel Weinen und Wehklagen; Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.«

Viele Geschichten werden hier übereinander gelegt:

Da ist Rahel, Jakobs geliebte Frau. Sie ist in Rama bei Bethlehem begraben. Im Kindbett ist sie bei ihrem zweiten Sohn Benjamin gestorben. Und sie ist untröstlich, weil sie ihn und seinen Bruder Joseph in eine ungewisse Zukunft verlassen muss. So lesen wir es im 1. Buch Mose. Da ist Rahel, die Stammutter des Volkes Israel. Sie ist untröstlich, weil ihre Kindeskinde von den Babyloniern ins Exil geführt werden. So lesen wir es bei Jeremia. Und da ist Rahel wieder: als Symbolfigur für Bethlehem. Sie ist untröstlich, weil ihre Kinder von Herodes umgebracht werden.

So lesen wir es bei Matthäus. Er deutet seinen Lesern und Leserinnen an, dass sie nicht aus der Tradition ihrer Väter und Mütter herausfallen, wenn sie Christen werden. Er stellt seine Erzählung von der Geburt des Heilands mitten hinein in die Erzählungen von der Geschichte seines Volkes. Und er stellt sie in die leidvolle Gegenwart, die die Gemeinde gerade erlebt.

Wie kann das gehen? So fragen Sie jetzt vielleicht. Ist das nicht alles gewaltsame Interpretation? Und überhaupt: Was an diesen Geschichten ist wirklich passiert und was ist erfunden? Erfunden ist vieles. Aber nicht *einfach*. So wie Jeremia die eigene Gegenwart auf die Urmutter Rahel bezieht, bezieht Matthäus das Leben Jesu auf die Zeit des Jeremia.

In Geschichten finden wir uns und unsere Gegenwart gespiegelt. In ihnen können wir die Vergangenheit begreifen. In ihnen finden wir Anregungen für unser Denken und Tun in der Zukunft. So geschieht es in jedem Gottesdienst, in dem aus der Schrift gelesen wird. Was tun wir also anderes als Matthäus? Wir beziehen unsere eigenen Klagen über die Gewalt, die Kindern angetan wird, auf die Kinder in Bethlehem zurück und auf die Asylanten in Babylon und auf Rahel, die mit uns weint.

Kein Friede auf Erden.

Nicht in den Erzählungen von Jakob und Rahel.

Nicht während der Zeit des babylonischen Exils.

Nicht in Bethlehem.

Nicht in den Zeiten der frühen Gemeinden.

Kein Friede auf Erden.

Die Bibel erzählt uns keine Märchen. Sie konfrontiert uns mit der Wirklichkeit. Und gerade darum können wir uns von ihr ansprechen lassen. Gerade darum muss Weihnachten für uns kein Märchen bleiben. Die Geschichten erzählen von der grausamen, unbegreiflichen Wirklichkeit. Aber sie erzählen auch von Gott. Vom Gott unserer Mütter und Väter und unserer Vorfahren und aller, die geglaubt haben.

Natürlich ist dieser Glaube nicht unveränderlich. Die Geschichten sind im Wortlaut gleich geblieben. Aber die Lesenden bringen immer sich selber mit hinein: Jeremia die Zeit des Exils und die Gewissheit der Befreiung, Matthäus die Geburt Jesu und die Gewissheit, dass er als Christus in die Nachfolge der Urväter und des Mose tritt.

Und wir? Was bringen wir in die Geschichte hinein? Die Schreckensbilder über Gewalt an Kindern aus unserer Zeit. Ja. Aber finden wir auch heute noch etwas, das uns von Gott erzählt? Für Matthäus ist klar, dass Gott sich in Jesus zeigte, dass Er durch Jesu Leben und Sterben verstehbar machte, wie Er ist.

Vielleicht kann uns die heutige Geschichte das noch viel deutlicher machen als unsere Weihnachtstraditionen mit Lichtern und Trompeten und Glanz und Gloria. Die richten unsere Gefühle auf eine jenseitige Herrlichkeit. *Herrscher des Himmels* ... Aber was von Bethlehem erzählt wird, lässt uns auf die Erde blicken. Auf arme Hirten und wunderliche Weise, auf eine Notunterkunft und auf Gewaltherrschaft und Massaker und Flucht. Das Erscheinen des Heilands beseitigt das alles nicht. Nein, wirklich kein Friede auf Erden. Auch nicht ein bisschen ...

Der Gott, den Jesus Vater nennt, zeigt sich nicht in der Stärke, sondern in der Schwachheit, nicht unter den Gewinnern, sondern unter den Verlierern, nicht im Sieg, sondern im Mit-Leiden. Das anzunehmen, fällt uns nicht leicht. Wir hätten lieber einen göttlichen Superhelden, der den Schwertern der Kindermörder dazwischen fährt, der keinen aus dem Ägyptenlande befreien muss, weil niemand unter Verfolgung leidet. Wir hätten lieber eine Weihnachtsgeschichte ohne Kindermord in Bethlehem. Wir hätten lieber das Märchen.

Aber der Gott, der mit Jesus in die Welt gekommen ist, um mit zu leiden, will nicht, dass wir in Geschichten stecken bleiben. Nicht in den Geschichten, die uns in hoffnungsvolle Stimmung

bringen. Und nicht in den Geschichten, die unseren Widerspruch herausfordern. ER will, dass wir aus den Geschichten lernen, auf der richtigen Seite zu stehen. Denn ER hat diese Welt in unsere Gestaltungsfreiheit gestellt. Als Karl Barth einmal gefragt wurde, warum denn Gott Auschwitz nicht verhindert habe, soll er sinngemäß geantwortet haben – weil die Christen es hätten verhindern sollen und können. Schon in den Anfängen. Schon als die Nürnberger Rassengesetze verabschiedet und jüdische Geschäfte in der Nachbarschaft boykottiert wurden. Denn dazu haben wir die Geschichten, um zu begreifen, was richtig und falsch ist. Wenn der schwache und verfolgte Jesus aus dem Exil in Ägypten zurückkehrt wie das jüdische Volk aus der ägyptischen Gewaltherrschaft, dann sagt uns das, dass die Gewaltherrscher letztendlich nicht ans Ziel kommen werden. Wenn der Gekreuzigte nach seinem Tod als der Auferweckte erfahren wird, dann sagt uns das, dass die Gewaltherrscher einmal überwunden werden. Wenn die verunsicherte Matthäusgemeinde ihre Botschaft weitergeben kann bis in unsere Tage, dann sagt uns das, dass es ein Gegenprogramm gegen die Gewaltherrscher gibt.

Wie kann das aussehen? Auch dafür gibt es eine Geschichte im Matthäusevangelium. Eine Geschichte, die uns überdeutlich sagt, auf welcher Seite wir stehen sollen. Der verfolgte und ermordete Gottessohn erscheint im Bild des königlichen Richters. Und sein Urteilsspruch lautet: **Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.** Ich war der Hungrige, dem ihr zu essen gegeben habt. Ich war die Durstige, der ihr zu trinken gegeben habt. Ich war der frierende alte Mann und das Baby ohne Windeln. Ich war der Gefangene, den ihr besucht habt und die Gefolterte, für deren Freilassung ihr euch eingesetzt habt. Ich war die Kranke, die ihr besucht und der Verwirrte, den ihr betreut habt. Ich bin die Fremden, die ihr aufnehmt.

Es gibt viel zu tun. Der Friede auf Erden – er ist in unsere Verantwortung gestellt. Wunder sind nicht zu erwarten. Die Klagen werden nicht so schnell verstummen. Aber der mit-leidende Gott zeigt uns den richtigen Weg. Und wir können uns aufmachen, weil ER mitgeht.

AMEN

Gudrun Kuhn

Biblischer Text: Matthäus 26, 13-18 (Passionsgottesdienst)

Eingangswort:

Unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, der Wort und Treue hält ewiglich und der nicht preisgibt die Werke seiner Hände. Amen.

Gebet:

Mein Gott,
mitten aus meinem Alltag komme ich zu dir.
Du weißt, was mich gerade umtreibt.
Für manches bin ich dankbar.
Aber manches ist schwer – und ich weiß nicht,
wie ich es bewältigen soll.
Ich komme zu dir.
Du kennst mich und du weißt, was mich bewegt.
Ich vertraue mich dir an.
Ich lege mich in deine Hände.
Halte mich fest, wenn ich Angst habe.
Denn es tut gut, in deiner Nähe zu sein.
Bei dir kann ich loslassen, was mich belastet.
Bei dir kann ich mich fallen lassen.
Denn ich weiß, du fängst mich liebevoll auf.
Amen.

Matthäus 26, 9-13, Übersetzung: Basisbibel (gleichzeitig Predigttext)

6 Jesus war in Betanien. Er war zu Gast bei Simon, dem Aussätzigen. 7 Da kam eine Frau zu Jesus. Sie hatte ein Fläschchen mit kostbarem Salböl bei sich. Als Jesus zu Tisch lag und aß, träufelte sie ihm das Salböl auf den Kopf. 8 Als die Jünger das sahen, ärgerten sie sich. Sie sagten: »Wozu diese Verschwendung? 9 Man hätte es teuer verkaufen und das Geld den Armen geben können.« 10 Jesus bemerkte das und sagte zu ihnen: »Warum macht ihr der Frau das Leben schwer? Sie hat etwas Gutes für mich getan. 11 Es wird immer Arme bei euch geben. Aber mich habt ihr nicht für immer bei euch. 12 Sie hat mich im Voraus für mein Begräbnis gesalbt. Dazu hat sie das Öl über meinen Körper gegossen. 13 Amen, das sage ich euch: Auf der ganzen Welt wird man die Gute Nachricht von mir verkünden. Dann wird man auch erzählen, was sie getan hat. So wird man sich immer an sie erinnern.«

Predigt über Matthäus 26, 6-13

Liebe Gemeinde!

Zu Anfang der Corona-Pandemie sind sie besonders beachtet worden: die für uns namenlosen Verkäufer*innen, Polizist*innen, die im medizinischen Bereich Tätigen. Wir haben ihnen applaudiert. Einige Berufsgruppen erhielten später im Jahr eine Sonderzahlung zum Lohn. Manche gesellschaftlichen Gruppen haben einen Strukturwandel angemahnt. Die Betroffenen selbst ebenso. Inzwischen ist es ruhig geworden um die Strukturdiskussion. Die Arbeitnehmer*innen versinken wieder in den reformbedürftigen Systemen.

Namenlose kann man schnell vergessen.

Namenlose in der Bibel kann man auch schnell vergessen. Aber wer erinnert sich an die namenlose Frau, von der in der Passionsgeschichte in den Evangelien auch erzählt wird?

Sie tritt an Jesus heran, als er zu Gast im Haus des Simeon ist.

Ohne Umschweife geht sie auf Jesus zu und gießt Öl auf seinen Kopf.

Auffallend ist, wie knapp die Begebenheit geschildert wird. Wir erfahren nicht, wer die Frau ist.

Nur das Wesentliche wird mitgeteilt. Eine Frau salbt Jesus mit kostbarem Öl.

In Israel war die Salbung mit Öl ein Zeichen besonderer Zuwendung und Verehrung. Aber nicht nur das.

Die Salbung war auch ein Zeichen göttlicher Berufung und Beauftragung. Könige, Propheten und Priester wurden gesalbt. In dieser Tradition sahen die Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu auch ihren Meister. Simon Petrus antwortet auf die Frage, wer Jesus ist: „Du bist der Christus, des lebendigen Gottes Sohn.““

Christus heißt übersetzt Gesalbter. Jesus ist der von Gott Gesalbte und damit Beauftragte.

In unserer Geschichte wird Jesus von einer Frau gesalbt. Eine Frau salbt Jesus zum Zeichen seiner göttlichen Beauftragung. Und Jesus lässt es sich gefallen. Er weist sie nicht ab. Er sagt nicht: Das ist keine Frauensache. Er lässt sich diese Handlung gefallen und heißt sie gut. Jesus erweitert die Handlung sogar. Jesus sagt: Sie hat das Öl über meinen Körper gegossen. Also nicht nur über den Kopf. Er interpretiert die Handlung mit den Worten: Die Frau hat mich im Voraus für mein Begräbnis gesalbt.

Ganz deutlich spricht Jesus in diesem Satz das kommende Geschehen an: Er wird leiden und sterben. Die Frau hat das begriffen. Sie hat verstanden, dass Jesu Auftrag nur im Leiden und Sterben erfüllt werden kann.

Nun gut, könnte man denken. In drei Leidensankündigungen hat Jesus das deutlich gesagt. Das stimmt. Aber die Jünger haben es nicht verstanden. Nur wenige Kapitel vor dieser Salbungsgeschichte sagt Jesus den Jüngern, dass er in Jerusalem leiden muss und hingerichtet werden wird. Das kann Petrus nicht ertragen. Er wendet sich an Jesus und fährt ihn an: "Das widerfahre dir nur nicht."

Mit anderen Worten: Was nicht sein darf, das nicht sein kann.

Dieses Denken kommt bei Petrus zum Ausdruck. Gerade noch hat er Jesus als den Christus bekannt, doch ohne wirklich zu begreifen, welche Tiefendimension dieses Bekenntnis hat. Leiden und Sterben passen nicht in das Bild, das Petrus von Jesus hat. Jesus soll der Sieger sein, der Israel von den Römern befreit. Jesus, der Christus, der Gesalbte, ist der von Gott erwählte König über Israel. Er soll Israel regieren wie einst König David. So versteht Petrus Jesus.

Mit dieser Ansicht steht Petrus nicht allein. Unmittelbar nach der Salbungsgeschichte hören wir vom Verrat des Judas. Auch Judas hatte gehofft, dass Jesus das Land Israel von den Römern befreien würde. Als diese Hoffnung sich nicht erfüllt, hält er die ganze Sache mit Jesus für verloren. Resigniert wendet er sich ab.

In diesem Zusammenhang von Resignation und Nichtverstehen steht die Salbungsgeschichte. In diesem Zusammenhang steht das Handeln der Frau. Sie salbt Jesus, sie salbt ihn auch zu seinem Begräbnis. Sie hat erfasst, dass Leiden und Tod untrennbar zu Jesu Leben und Botschaft dazugehören. Mit der Salbung zeigt sie Jesus ihre Liebe und ihre Verehrung. Sie tut ihm Gutes. Aber sie verdrängt dabei die schreckliche Seite des Lebens Jesu nicht.

Die anwesenden Jünger haben kein Verständnis für das Handeln der Frau. Ihre ganz andere Erwartung vom Auftrag Jesu wird in ihrer Reaktion auf die Salbung deutlich. Sie schimpfen: „Wozu diese Verschwendung? Man hätte das Öl teuer verkaufen und das Geld den Armen geben können.“

Haben sie nicht recht, die Jünger? Solch kostbares Öl hatte ungefähr den Gegenwert des Jahreseinkommens eines Arbeiters. Soviel ist Jesus der Frau wert.

Die Jünger hingegen denken an die soziale Gerechtigkeit.

Haben sie das nicht von Jesus gelernt?

Jesus selbst ist immer und überall für die Armen und Benachteiligten der Gesellschaft eingetreten. Solche Verschwendung kann er doch jetzt nicht durchgehen lassen.

Die Jünger haben gutes Recht für die Annahme, dass Jesus ihnen zustimmen wird. Aber er reagiert anders und sagt: „Was betrübt ihr die Frau? Sie hat etwas Gutes für mich getan.

Es wird immer Arme bei euch geben, aber mich habt ihr nicht für immer bei euch.“

Jesus deutet mit diesem Satz auf seinen Tod hin und lobt die Tat der Frau, weil sie die Zeichen der Zeit erkannt hat, dass Jesus nicht mehr lange bei seinen Nachfolger*innen sein würde. Ein letzter Liebesdienst an ihm konnte nicht groß genug sein. Bald würde er viel Schlechtes von Menschen erdulden müssen. Darum war jetzt der letzte und rechte Zeitpunkt, ihm Gutes zu tun und ihn spüren zu lassen, dass es auch noch Menschen gibt, die ihn liebhaben.

Dieser Zeitpunkt würde nicht wiederkommen.

Danach ist es wieder ganz und gar Zeit, sich den vielen armen und benachteiligten Menschen zuzuwenden, wie auch Jesus es in seinem Leben vorgelebt hat.

Jesus wertet die Tat dieser Frau sehr hoch. Er gibt ihrem Handeln den Stellenwert der Verkündigung, indem er sagt: „Auf der ganzen Welt wird man die Gute Nachricht von mir verkünden. Dann wird man auch erzählen, was sie getan hat. So wird man sich immer an sie erinnern“

Die Frau hat mit ihrem Handeln den Kern des Evangeliums erfasst: Jesu Leiden und Sterben. Sie weiß, dass Jesus diesen Weg gehen wird. Mit der Salbung hält sie die Zeit auf diesem Weg ans Kreuz einen Moment an. Sie schafft eine Ruhezone, in der sie Jesus einfach etwas Gutes tut. Sie lässt Jesus ihre Verehrung, ihre Liebe zu ihm spüren. Aller Aktionismus, alles Ausgerichtetsein auf's Handeln ist für diesen Moment ausgeblendet. Jesus bewertet diese Auszeit mit dem Prädikat „wertvoll“.

Die unbekannte Frau konzentriert sich mit ihrer Handlung ganz auf Jesus.

Sie sieht in diesem Moment den einzelnen, bedürftigen Menschen und zeigt, dass nicht jede Not materieller Art ist. Die Not kann auch das Bedürfnis sein, Zuwendung zu schenken und Zuwendung zu empfangen.

Der Applaus in den Anfangsmonaten der Pandemie war solch ein Moment des Innehaltens und der Zuwendung. Niemand wusste, wie genau die Situation sich entwickeln würde. Wir waren dankbar für die Menschen, die die grundlegende Versorgung aufrecht erhielten. Zu dem Zeitpunkt war der Applaus so etwas wie das Öl der Frau für Jesus.

Dieser Moment kann zur Kraftquelle werden.

Er hat Jesus gestärkt für den Leidensweg, der unmittelbar bevorstand.

Der Applaus war ein Zeichen der Anerkennung. Würden wir heute in derselben Weise applaudieren, wäre es eine Verkennung der Tatsache, dass der Pandemie-Alltag die Schwächen im System hervorhebt. Er wäre billige Vertröstung. Der Alltag nach dem Innehalten drängt nach Reformen. Es ist mühsam, sie auf den Weg zu bringen. Viele Interessen wirken gegeneinander. Aber dieser Weg wird gegangen werden, wie auch Jesus seinen Weg ging. Daran erinnern uns die namenlosen Menschen: die eine Frau und die vielen Held*innen des Alltags.

Der Kreuzweg des Lebens bleibt. Damals und heute genauso. Das Innehalten stärkt, so dass wir diese Wege gehen können, wie Jesus seinen Kreuzweg gehen konnte.

Wir gehen ihn mit der Zusage: „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“

Amen.

Fürbittgebet

Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken, mich in das Meer der Liebe zu versenken, die dich bewog von aller Schuld des Bösen uns zu erlösen. (EG 91,1)

Gott, diese Botschaft ist überwältigend. Immer wieder. Wir können sie kaum erfassen.

Wir sehen uns, unser Denken, Fühlen und Handeln. Wir erkennen, dass wir viel zu oft harte Herzen haben, dass abwertende Gedanken in uns Raum greifen und wir zu träge sind zum Handeln.

Wir sehen es, wir hören es tagtäglich, Gott: viel Ungerechtigkeit belastet Menschen und beschwert ihr Leben.

Ungerechtigkeit verhindert, dass Menschen in Würde und selbstbestimmt leben können.

Gott, bewege du uns, dass wir da tätig werden, wo wir es können.

Schenke den Entscheidungsträger*innen in Politik und Wirtschaft das nötige Mitgefühl, damit sie viele Bedürfnisse in den Blick nehmen und aus solcher weiten Sicht heraus zum Wohl von Menschen handeln.

Gott, schenke uns Geduld miteinander.

Lass uns aufeinander hören und miteinander reden.

*Gott, da du dich selbst für mich dahingegeben, wie könnt ich noch nach meinem Willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre, zu deiner Ehre?*

*Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken, so lass dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken.
Dein Kreuz, dies sei, wenn ich den Tod einst leide, mir Fried und Freude. (EG, 91, 7+10)*

Amen.

Vaterunser

Vater unser im Himmel. Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Segen

Gott, segne uns und behüte uns. Lass dein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig. Wende uns dein Angesicht freundlich zu und schenke uns Frieden. Amen.

Imke Akkermann-Dorn

Biblicher Text: Kolosser 2,12-16: („Der Kaiser ist nackt!“ – Österliche Predigt)

Liebe Gemeinde,

der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im Brief an die Gemeinde in Kolossä. Das war in biblischer Zeit eine mittelgroße Stadt mitten im heutigen Anatolien.

In Kolossä gab es eine kleine christliche Gemeinde. Paulus oder einer seiner Schüler schreibt an die Gemeinde und er nimmt in seinem Brief Bezug auf ein paar Probleme, die dort aufgetreten sind.

Und eines dieser Probleme ist, dass ein paar Menschen in der Gemeinde zu gute Christen sind.

Ich muss das erklären. Diese Menschen sind zu gute Christen, weil sie ihre Religion und ihre Frömmigkeit zu offensiv vor sich hertragen.

Sie schaffen es zu gut, sich an die Regeln und Gebote zu halten, die zu einem anständigen christlichen Leben dazu gehören.

Sie halten eine ganz bestimmte Diät strikt ein.

Sie feiern die wichtigen Feste so, wie es von guten Christen erwartet wird. Mit dem gebührenden Aufwand, den traditionellen althergebrachten Bräuchen und dem schriftgemäßen Ablauf.

Sie kommen am Sabbat in der Familie zusammen und machen alles schön und gemütlich, sodass jeder sich wohlfühlt.

Und bis hierhin wäre das alles noch kein Problem, denn an all dem ist ja nichts auszusetzen. Das Problem ist, dass sie damit hausieren gehen.

Wer meint, dass Prahlerei und Protzerei mit den eigenen Vorzügen erst seit Facebook und Instagram populär sind, der hat von der Natur des Menschen wenig verstanden.

Schon im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Kolossä gab es Menschen, die einander verrückt gemacht haben mit dem, was sie sind, was sie können und was sie haben.

In Kolossä wurden vor allem die jungen Christen dadurch verunsichert;

diejenigen, die noch nicht so lange dabei waren.

Sie sehen, was einige der erfahreneren Christen religiös drauf haben. Sie haben es in der Gemeinde regelmäßig vor Augen.

Und sie merken: So gut bin ich nicht. Das schaff ich nicht.

„Ich krieg das immer wieder durcheinander mit den Festen;
und woran die nochmal erinnern sollen.“

„Ich kenne nicht so viele Bibelstellen auswendig.“

„Ich schaffe es nicht so häufig in den Gottesdienst.“

Ich glaube und hoffe, dass keiner, der unsere Gemeinde besucht und kennen lernt, das Gefühl bekommt, er müsste in religiösen Dingen besonders gut sein.

Ich frage mich nur, ob das daran liegt, dass wir miteinander besser umgehen oder eher daran, dass sich unsere Werte einfach verändert haben.

Wir mögen in religiösen Dingen toleranter geworden sein, aber vielleicht kommen euch ja diese inneren Sätze bekannter vor:

„Bei mir zu Hause sieht es nicht so picobello aus, wie bei meiner Schwester.“

„Meine Vorträge bei der Arbeit sind nicht so pointiert und witzig, wie die von meinem Kollegen.“

„Ich habe nicht die Disziplin, mich so genau an den Trainingsplan zu halten, wie meine Mitschülerin.“

Solche Gedanken und Vergleiche können einem das Leben ganz schön verleiden. Denn man verliert die Freude an etwas Gutem, wenn einem stets das Sehr Gute oder gar das vermeintlich Perfekte vor Augen gemalt wird.

Wer sich dem zu sehr hingibt, für den können sich eigentlich gute Ideen und Prinzipien zu ungunsten Sklaventreibern entwickeln und eine lebenszerstörende Macht ausüben, die ihnen nicht zusteht.

Die Frage ist nur, wie wir uns dem entziehen sollen.

Und nun bin ich wieder beim Kolosserbrief. Der Verfasser unseres Predigttextes wählt einen, wie ich finde, originellen Ansatz.

Denn angesichts der Mächte, die das Leben der Christen zerstören, spricht er zunächst von Tod und Begräbnis Christi. Ich lese aus Kolosser 2 (Luther 2017):

*12 Mit ihm seid ihr begraben worden in der Taufe;
mit ihm seid ihr auch auferweckt durch den Glauben
in der Kraft Gottes, der ihn auferweckt hat von den Toten.*

*13 Und Gott hat euch mit ihm lebendig gemacht,
die ihr tot wart in den Sünden und in der Unbeschnittenheit eures Fleisches, und hat uns vergeben
alle Sünden.*

*14 Er hat den Schuldbrief getilgt,
der mit seinen Forderungen gegen uns war,
und hat ihn aufgehoben und an das Kreuz geheftet.*

*15 Er hat die Mächte und Gewalten ihrer Macht entkleidet und sie öffentlich zur Schau gestellt und
über sie triumphiert in Christus.*

*16 So lasst euch nun von niemandem ein schlechtes Gewissen machen wegen Speise und Trank oder
wegen eines Feiertages, Neumondes oder Sabbats.*

Was ist Ostern?

Ostern ist das Fest der Auferweckung Jesu Christi.

Ostern ist die Erinnerung daran, dass Jesus tot war und wieder lebendig wurde. Dass Gott den Tod Jesu besiegt hat und ihn an Ostern neu ins Leben ruft.

Und noch mehr. Denn als wäre das nicht schon unerhört genug, behaupten die Autoren der Bibel, dass in diesem einen Ereignis von Tod und Auferweckung Jesu nicht nur er selbst zu neuem Leben erweckt wurde, sondern mit ihm auch wir.

Dass Ostern nicht nur der Sieg über den Tod Jesu ist, sondern der Sieg über den Tod schlechthin.

Der Sieg über alle todbringenden und lebenszerstörenden Mächte.

Den unerhörten und unglaublichen Ostergruß:

„Der Herr ist auferstanden!“, den führt der Verfasser des Kolosserbriefes fort und sagt:

„Und in ihm sind auch wir schon auferstanden!“

„In ihm sind auch wir schon zu neuem Leben erweckt worden.“

„In ihm sind auch wir schon der Macht des Todes entrissen.“ Halleluja!

Der Verfasser erinnert die Kolosser an ihre Taufe.

Er sagt ihnen: Ihr seid doch getauft.

Ihr habt doch die Zusage der Sündenvergebung erhalten.

Ihr wisst doch, dass ihr von Gott geliebt seid und dass ihr nichts mehr tun müsst, um ihm zu gefallen.

Lasst euch doch nichts einreden!

Lasst euch nicht blenden von den Superchristen, die alles hinbekommen!

Es passiert so schnell, dass auch wir Christen vergessen, dass es im Leben nicht darum geht, viel zu haben und zu können und groß raus zu kommen.

Denn von allen Seiten begegnen uns die Forderungen des Gesetzes, die uns anklagen. Ich meine nicht das staatliche Gesetz oder die Straßenverkehrsordnung. Die mag einigen auch lästig sein, aber das ist ein anderer Punkt. Ich meine die ungeschriebenen Regeln und Gesetze, die uns bedrängen und uns von unseren Mitmenschen und von uns selbst auferlegt werden.

Die zig Ratgeber zu jedem Thema, die uns erklären, wie einfach es doch ist, sein Leben zu meistern, wenn wir uns nur an die eine Regel halten. Und wenn wir es nicht schaffen, sind wir sogar für die einfachsten Dinge zu doof oder zu faul oder zu schwach.

Ernährungsratgeber, die uns weismachen, Abnehmen sei ganz leicht.

Erziehungsratgeber, die uns den perfekten und ganz simplen Weg zum Supersprössling zeigen.

Sogar Selbstoptimierungsratgeber, die unser Life pimpen wollen, damit wir uns endlich wohl fühlen in unserer Haut.

Ich möchte sie alle ans Kreuz nageln, diese Ratgeber, weil sie doch nichts anderes sind, als der Schuldbrief, der uns zeigt, wo wir versagt haben und immer wieder versagen.

Gute Ernährung, gute Erziehung und eine gesunde Selbstorganisation sind zwar nicht schlecht. Sie sind es genauso wenig wie die jüdischen Gesetze, die der Kolosserbrief benennt. Da steht etwas von Feiertagen, Neumonden und Sabbaten, von Speise- und Trankvorschriften. Damit sind religiöse Vorschriften der Tora gemeint, der heiligen Schrift der Juden, die auch für Christen wichtig ist. Der Verfasser will sie nicht abschaffen. Er möchte vor allem nicht den jüdischen Christen empfehlen, sich nun nicht mehr daran zu halten. Er kritisiert auch nicht, dass einige besonders erfolgreich daran festhalten und ihre Religion und Frömmigkeit so zum Ausdruck bringen. Er will nur, dass klar bleibt, welchen Zweck diese Vorschriften und Gesetze haben. Sie sind nicht das eigentliche. Sie sind nicht die Herren über uns, und wann immer sie zu viel Macht erhalten, dann verkehren sie sich in etwas Schlechtes.

Ich habe es schon gesagt: Unsere Werte haben sich heute geändert. Wir werfen einander nicht mehr vor, wir hätten zu wenig gebetet, zu wenig Bibel gelesen oder wären nicht zum Gottesdienst gegangen. Genauso wenig prahlen wir damit, wenn wir es doch getan haben. Denn damit lässt sich in der Regel nicht mehr so gut prahlen.

Aber es kommt vor, dass Menschen ihre Leistung bei der Arbeit mit der der Kollegen vergleichen. Es ist nicht selten, dass einer zum andern voller Stolz sagt: „Mein Enkel studiert jetzt Medizin.“ Nur um dann nachzufragen: „Und was macht deiner so?“

Und nach jedem Marathon werden hunderte Facebook- und Instagramprofile um ein Finisher-Foto und eine Zeitangabe erweitert. Es sei ihnen von Herzen gegönnt. Nur werden gleichzeitig etliche Personen ihre Zeit nicht posten, weil sie ihnen nicht gut genug vorkommt oder weil sie nicht im Ziel angekommen sind.

Manchmal frage ich mich, ob es uns wirklich besser geht mit den neuen Idealen Gesundheit, Familie und Arbeitsleistung als mit Bibellesen, Gebet und Gottesdienstbesuch; wenn der unausgesprochene Druck und Zwang dahinter doch die gleichen geblieben sind.

Zwang und Zwanghaftigkeit zerstören das Leben und führen in den Tod und nicht zum Heil.

Darum kann Paulus an anderer Stelle sagen:

„Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.“

Und Jesus sagt: „Das Gesetz ist für den Menschen da, nicht der Mensch für das Gesetz.“

Der Theologe Karl Barth hat in diesem Zusammenhang von der Aufhebung der Religion durch Gott gesprochen.

Und er versteht Aufhebung im doppelten Sinn:

Aufgehoben wird die Religion einerseits, indem gezeigt wird, dass all die Frömmigkeitsregeln und –gebote, die zur Religion gehören, nicht das Eigentliche sind. Sie haben keine Macht. Sie bringen nicht selbst das Heil. Sie sind als Heilsweg aufgehoben.

Aber aufgehoben wird die Religion andererseits, indem Gott sie aufhebt. Indem er unsere Gebete, unser Bibellesen und unsere Gemeinschaft im Gottesdienst mit Segen bedenkt und uns so durch unsere religiösen Formen und unsere Frömmigkeit Gutes schenkt. Ganz ohne Zwang und ohne seine Zuwendung exklusiv daran zu binden.

Eigentlich ist uns das ja auch alles klar.

Die spannende Frage bleibt aber:

Wie entziehen wir uns der Macht, die diese Konventionen dennoch manchmal auf uns und unser Selbstbild ausüben?

Denn dass ein anderer mir erzählt, wie schnell er beim Marathon war, ist ja nur dann ein Problem, wenn ich mich dadurch schlecht fühle, weil ich langsamer war.

Die Antwort gibt uns der Kolosserbrief mit einem Märchen von Hans-Christian Andersen. Also indirekt zumindest.

*Gott hat die Mächte und Gewalten ihrer Macht entkleidet
und sie öffentlich zur Schau gestellt
und über sie triumphiert in Christus.*

Im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern geht es um zwei betrügerische Schneider, die dem Kaiser ein Gewand aus einem wunderbaren und wunderschönen Stoff versprechen. Der Kaiser möchte dieses Gewand selbstverständlich haben und entlohnt die Schneider fürstlich. Jedoch, so erzählen es ihm die beiden, habe es mit dem Stoff etwas Besonderes auf sich: Nur wer würdig und klug sei, könne ihn sehen. Das Unheil für den Kaiser nimmt seinen Lauf.

Die Schneider geben vor, ihm ein Gewand zu weben und aus Eitelkeit gibt der Kaiser nicht zu, dass er selbst den Stoff nicht sehen kann und auch all seine Minister loben die Schönheit des nicht-existenten Gewandes.

Erst bei der großen Parade, bei der der Kaiser sein neues Gewand dem Volk vorführen will, fliegt der Schwindel auf.

Denn ein unschuldiges und naives Kind ruft die offensichtliche Wahrheit heraus: „Der Kaiser ist nackt.“

Liebe Gemeinde,

das ist das Evangelium: „Der Kaiser ist nackt.“

Er hat kein schönes Gewand an. Er ist ganz gewöhnlich und es gibt keinen Grund für die unglaubliche Macht, die er ausübt.

Der Ruf breitet sich im ganzen Volk aus und vor aller Augen macht sich der Monarch lächerlich.

Gott entkleidet die Mächte und Gewalten.

An Ostern besiegt und entkleidet er den Tod; die furchtbarste, endgültigste und stärkste Macht, die Menschen sich vorstellen können.

Der Tod steht nackt da und mit ihm sind auch all seine Minister entmachteter. Diese Dämonen wie Angst, Zwang und Verzweiflung, die uns unterdrücken und versklaven wollen.

Wann immer wir das Gefühl haben, eine Konvention oder ein zu hoch gehobenes Ideal oder ein Prinzip würde uns kaputt machen und uns die Luft zum Atmen nehmen, dann dürfen wir wissen: Gott allein urteilt über unser Leben und indem er Jesus auferweckt hat, hat er sein positives Urteil auch über uns schon gesprochen.

Weil Jesus über den Tod gesiegt hat, sind alle bösen Mächte nackt.

Es hilft mir, mir das bildlich vorzustellen.

Mir meine eigenen Zwänge, meine eigenen Ängste, meinen eigenen Druck als Person vorzustellen, die öffentlich entkleidet und lächerlich gemacht wird.

Und oft schwindet dann die Angst vor dem Versagen und vor dieser Macht.

Stattdessen prägt sich das Kind ein, das herum hüpfen und tanzen und singt und dabei immer wieder ruft:

„Der Kaiser ist nackt! Der Kaiser ist nackt! Der Kaiser ist nackt!“

Das ist Evangelium.

Amen

Simon Plenter

Biblischer Text: Hiob 27, 2-6 (Wer leidet eigentlich?)

Liebe Gemeinde, der Predigttext ist ein Ausschnitt aus dem Buch Hiob und es geht um das Thema dieses Sonntags Judika: um Gerechtigkeit.

Zum Hintergrund dessen, was ich gleich vorlese, kurz die Geschichte: Hiob gerät als frommer und wohlhabender Mann zwischen die Fronten: Gott und Teufel wetten quasi, ob Hiob ein Frommer bleibt, wenn es ihm nicht mehr so gut geht.

Und so bekommt Hiob in kurzer Abfolge die nach ihm benannten Botschaften: Seine verschiedenen Herden samt den Knechten wurden entführt, verbrannt und niedergemetzelt. Seine zehn Kinder werden unter den Trümmern eines Hauses tot aufgefunden. Und zu guter Letzt wird Hiob noch krank. Sein ganzer Körper ist überzogen von Geschwüren.

In dieser Situation spricht Hiob die folgenden Worte:

2 So wahr Gott lebt, der mir mein Recht entzogen, und der Allmächtige, der mein Leben verbittert hat: 3 Solange noch Lebensgeist in mir ist und Gottes Atem in meiner Nase, 4 sollen meine Lippen kein Unrecht reden, und meine Zunge soll nichts Falsches sprechen. 5 Fern sei es mir, euch Recht zu geben, bis in den Tod gebe ich meine Unschuld nicht preis. 6 An meiner Gerechtigkeit halte ich fest, und ich lasse sie nicht, keinen meiner Tage hält mein Gewissen mir vor.

So redet Hiob zu seinen Freunden Bildad, Zofar und Elifas. Sie sind zu ihm gekommen, um ihn zu trösten. Aber sie versuchen auch, ihm sein Unglück zu erklären. Es müsse so sein, dass er Schlimmes getan habe. Anders sei es nicht zu erklären, dass er so gestraft würde.

Der Streit darüber eskaliert, weil Hiob keinen Zentimeter davon abweicht, dass ihm zu Unrecht dieses Unglück widerfährt. Und seine Freunde bezichtigen ihn der Überheblichkeit.

Eigentlich nicht verwunderlich. „An meiner Gerechtigkeit halte ich fest, und ich lasse sie nicht, keinen meiner Tage hält mein Gewissen mir vor.“

Wer so einen Satz von sich sagen kann, braucht schon eine gehörige Portion Selbstbewusstsein.

Durch Hiobs Reaktion sind seine Freunde natürlich aufgestachelt. Sie spekulieren zunehmend darüber, wie sich Hiob falsch verhalten haben könnte.

Dabei wollten sie ihm ja eigentlich helfen – wie Freunde das eben tun. Und so stellt Elifa am Anfang noch Fragen: „Kann ein Mensch im Recht sein vor Gott, ein Mann vor seinem Schöpfer rein?“ (4, 17)

Und auch Hiob gibt sich noch bescheiden: „Gewiss, ich weiß, so ist es, und wie könnte ein Mensch im Recht sein vor Gott?

Wenn er mit ihm streiten wollte, könnte er ihm nicht auf eins von tausend Antwort geben.“ (9, 2f)

Doch schon bald folgen Sätze, die seine Freunde nicht mehr nachvollziehen können:

„Schuldlos bin ich, er aber hat mich schuldig gesprochen. Schuldlos bin ich! Ich Sorge mich nicht, ich verachte mein Leben.“

Auch uns, liebe Gemeinde, bleibt bei solchen Worten der Atem weg. Das ist eine komische Mischung aus Ergebenheit und Arroganz, die uns gelinde gesagt irritiert.

Und so liegt es nahe, mit Elifa zu entgegnen: „Dein Mund spricht dich schuldig und nicht ich, und deine Lippen sagen gegen dich aus. (15, 6) Und ein bisschen später stellt Elifa die Frage, die es auf den Punkt bringt: „Was weißt du, was wir nicht wissen, was verstehst du, was wir nicht verstehen?“ (15, 9)

Ich muss an diese Stelle etwas machen, was im Zeitalter der Netflix-Serien höchst verpönt ist, nämlich spoilern – vorhersagen, wie es ausgeht. Am Ende des Buches über die Geschichte des Hiob greift Gott selbst ein, sagt den Freunden, dass sie falsch über ihn gesprochen hätten und Hiob im Recht sei. Und dieser bekommt alles doppelt zurück – außer Kinder, das sind wieder zehn, dafür werden die drei Töchter die schönsten des Landes.

Wie in einem Märchen. Das es ja irgendwie auch ist, denn die Geschichte ist ja ein Experiment. Hiob ist nichts Normales widerfahren, sondern er ist Teil eines Wettstreits.

Und ganz ehrlich: Es bleiben viele Fragen offen. Auch wenn Hiob Recht bekommt, ist sein Verhalten und die Position, die er einnimmt, überzogen.

Doch manchmal ist Übertreibung ja nötig, um auf ein Problem aufmerksam zu machen. Und von daher lohnt es sich, noch einmal hinzuschauen.

Hiob lässt nämlich insofern aufhorchen, als er in seiner schrecklichen Situation an seinem Glauben an Gott unbeirrt festhält. Er hält ihn weiter für den Schöpfer, nennt ihn den

Allmächtigen und bezeichnet ihn als seinen Erlöser (19, 25).

Gleichzeitig klagt er Gott aber an: „Auch heute ist meine Klage Widerspruch“ (23, 2a), sagt er. „Ich möchte wissen, was er mir erwidert, und erfahren, was er mir zu sagen hat“ (23, 5). Kampfeslustig tritt er Gott entgegen und sagt ihm – sozusagen ins Gesicht – dass er sich von ihm zu Unrecht so behandelt sieht.

Die spannende Frage ist nun, ob er tatsächlich Gott diese Ungerechtigkeit zutraut und sich selbst im Recht fühlt. So scheint es zu sein. Aber stimmt das? Oder gibt es da noch einen feinen Unterschied?

Das wird klarer, wenn wir uns nochmal mit den Freunden befassen und mit der Position, die sie vertreten. Das ist schon alleine von der Dynamik interessant, die sich entwickelt. Am Anfang sind sie noch recht einfühlsam, bedauern ihren Freund und versuchen ihn zu trösten.

Doch bald drängen sie ihn zu der Einsicht, dass in seinem Leben etwas schiefgelaufen sein *muss*, wenn es ihm jetzt so schlecht gehe. Nachdem er selbst sich diesem Rückschluss verweigert, dichten sie ihm alle möglichen Vergehen an, die bei einem so reichen und erfolgreichen Mann ins Bild passen: dass er seine Brüder gepfändet habe, bedürftige Witwen mit leeren Händen fortgeschickt und vieles mehr. „Ist deine Bosheit nicht groß und sind deine Sünden nicht endlos? (22, 5).

Das ist keine Frage, die wir Freundinnen und Freunden so stellen. Aber unberechtigt ist sie andererseits auch nicht. Es kann ja gar nicht sein, dass Hiob frei von Schuld ist. Das geht überhaupt nicht. Schon, indem er Teil einer Gesellschaft ist, in der den Mächtigen das Land gehört (22, 8), kann er sich nicht einfach aus der Verantwortung stehlen. Denn er war einer von diesen mächtigen Landbesitzern.

Von daher ist uns die Argumentation der Freunde sympathisch, sie befriedigt unseren Sinn für Gerechtigkeit. Und so ein bisschen Häme kennen wir ja auch, wenn so ein Superreicher abstürzt.

Aber das ist gar nicht die Motivation von Elifa, Zofar und Bildad. Sie möchten ihrem Freund wirklich helfen. Sie glauben, es ihm leichter zu machen, wenn er sich sein Leid erklären kann. Sie wünschen ihm, dass er zur Ruhe kommt, Fehler zugibt und einsieht, dass alles seinen Grund hat.

Liebe Gemeinde, dass Erklärungen tröstlich sein können, ist uns nicht fremd. Auch nicht, dass wir uns Gedanken machen, was der Grund sein könnte, wenn etwas Schlimmes passiert.

Schließlich lernen wir so ja auch aus Fehlern. Und selbst wenn etwas nicht mehr gut zu machen ist, kann den Grund zu wissen, beruhigend sein, weil es uns anderweitige Befürchtungen nimmt und weitere Spekulationen überflüssig macht.

Doch unser Drang danach, alles erklären zu wollen, verleitet uns auch dazu, Dinge anzunehmen, die wir nicht wissen, sondern über die allerhöchstens Spekulationen möglich sind. Bei Krankheiten gibt es zum Beispiel oft solche Zusammenhänge, die hergestellt werden, einfach um uns etwas zu bieten, an dem wir uns festhalten können.

Ähnlich ist es bei Schicksalsschlägen. Da sucht unser Hirn geradezu reflexhaft nach Erklärungen. Was haben wir falsch gemacht, dass es uns jetzt so hart trifft? Und natürlich findet sich da immer auch etwas. Wer von uns ist schon frei von Tadel? Und wer ist schon immer pfleglich mit seinem Körper umgegangen?

Irgendwie muss das doch erklärbar sein, was uns zustößt und – gerecht. Wäre das nicht gut, wenn jede und jeder das bekommt, was ihr und ihm zusteht? Beziehungsweise ist es nicht so und wir müssen nur lange genug suchen, bis wir den Zusammenhang finden?

Der Zusammenhang zwischen dem, was wir tun, und dem, wie es uns ergeht, würde uns die Welt erklärbar machen. Wir würden ja umgekehrt sogar die guten Menschen daran erkennen, dass es ihnen gut geht. Das wäre doch prima!

Das ist genau die Gedankenwelt der Freunde Hiobs. Und die ist – wie gesagt – so abwegig nicht.

Aber Hiob lehnt sich genau gegen diese Vorstellung auf. Er will nicht akzeptieren, dass sein Schicksal gerecht sei. Und er will auch nicht, dass Gott so durchschaubar ist. Denn das ist ja die logische Konsequenz: Wenn wir uns die Welt erklären können und warum alles passiert, dann haben wir auch Gott durchschaut. Dann stellen wir uns zwar – wie das die Freunde tun – freundschaftlich an seine Seite. Aber wir tun auch so, als wüssten wir, was Gott für Pläne hat und fühlen uns als seine Anwälte.

Diesen Eindruck macht „die Kirche“ auf viele Menschen – auf Kirchenmitglieder wie auf Andere – dass in unseren Reihen ein tieferes Wissen darüber vorhanden sei, was Gottes Wille

ist. Und was das Thema Gerechtigkeit angeht, wird den Kirche immer noch eine hohe Kompetenz zugesprochen.

Wenn wir Hiob ernst nehmen, dann geschieht uns Christen damit Unrecht. Wir *wissen* keinen Deut besser, was gut und was böse ist. Und haben auch keine besseren Erklärungen für das, was geschieht.

Ganz im Gegenteil! Wir stemmen wir uns mit Hiob gegen die allzu einfachen Erklärungen. Wir halten das, was auf unserer Welt passiert, weder für gerecht noch kennen wir die oder den Schuldigen. Diese Einsicht hat in der momentanen Situation besondere Brisanz, in der Erklärungen und Schuldzuweisungen in aller Munde sind.

Das ist nicht unser Ding, es besser zu wissen und Erklärungen für Unerklärliches zu liefern. Und auch nicht, Zusammenhänge herzustellen zu Gottes Plänen. Weil wir die nicht besser kennen als jeder andere Mensch.

Was uns möglicherweise unterscheidet – wenn es uns gelingt – ist das Vertrauen auf Gott, dass er es auch dann gut mit uns meint, wenn wir das gerade nicht spüren. Das führt uns Hiob in einer geradezu übermenschlichen Deutlichkeit vor Augen. Wie schon gesagt, nennt er Gott selbst in seinem schlimmsten Leid immer noch seinen Erlöser. Er klagt und schimpft über die ungerechte Behandlung. Aber er zweifelt nicht daran, dass Gott für ihn da ist.

Wie auch schon gesagt ist diese Geschichte ein Märchen – eine konstruierte Geschichte, um etwas zu zeigen. Sie markiert einen Umbruch im Denken der Gläubigen – nicht nur der Juden und Christen übrigens. In anderen Religionen und Kulturen gibt es ähnliche Geschichten, die sich mit der Gerechtigkeit Gottes auseinandersetzen.

Und es ist eine Geschichte, die wir uns immer wieder anhören oder lesen müssen, weil uns auch das Thema eigentlich unser Leben lang begleitet: Wie gehen wir mit den unerklärlichen und ungerechten Geschehnissen um? Wie schauen wir auf unser Leben? Als ein Geschenk oder als eine Zumutung?

Wir brauchen eine gute Portion von dem Widerstandsgeist von Hiob. Wir dürfen uns ungerecht behandelt fühlen und natürlich auch an seiner Fürsorge zweifeln, wenn wir sie gar nicht mehr spüren.

Schön wäre, wenn wir dabei auch dieses Gottvertrauen haben könnten, das Hiob am Leben hält und das ihn ins Leben zurückholt. In der Geschichte ist das sehr holzschnittartig, wie uns

das nicht passieren wird. Wir müssen auch nicht so von uns überzeugt sein wie Hiob, um denen zu widerstehen, die uns einreden wollen, wir seien am eigenen Leid selber schuld. Aber es wäre gut, wenn wir im Vertrauen auf Gott mit Hiob der Versuchung widerstehen könnten. Gottes Gerechtigkeit verstehen, das geht gar nicht!

„Und die Weisheit, woher kommt sie, und wo hat die Erkenntnis ihren Ort?“, fragt Hiob rhetorisch. „Den Augen aller Lebenden ist sie verborgen und vor den Vögeln des Himmels ist sie versteckt.“

Wenn uns Gottes Plan aber so wenig bekannt sein soll, und wir keine Zusammenhänge herstellen sollen, bleibt er uns dann nicht für immer fremd?

Hier kommt nun ins Spiel, warum wir uns ausgerechnet in der Passionszeit mit Hiob befassen. Denn seine Reden an die Freunde und auch seine Beschwerden an Gottes Adresse zeugen von einem großen Vertrauen auf Gottes Gnade.

Und diese Gnade ist in der Leidensgeschichte Jesu sozusagen Fleisch geworden. Einer, der noch viel weniger als Hiob Leiden und Tod verdient hatte, endete als Schwerverbrecher am Kreuz. Und indem Gott sich in diesem Jesus selbst sterben lässt, zeigt er so deutlich wie es nur geht, dass der Zusammenhang von Schuld und Strafe nicht stimmt, sondern es die Gnade Gottes ist, die unser Leben tragen soll. Der etwas mystische Satz, dass der Tod überwunden sei, meint ja nicht, dass kein Mensch mehr stirbt. Es bedeutet vielmehr, dass der Tod keine Strafe mehr ist. Entsprechend auch nicht irgendein Leid.

Hiob hat also eine tiefe Einsicht, die zwar in eine drastische Geschichte eingebaut ist, die uns Gott aber trotzdem als einen nahebringt, der uns mit Gnade begegnet.

Nicht durch unsere Versuche, seine Pläne zu interpretieren, kommen wir Gott näher, sondern indem wir auf seine Liebe vertrauen und darauf, dass er es gut mit uns meint. Amen.

Georg Rieger, Nürnberg

Biblischer Text: Jer 31, 31-34

Liebe Gemeinde!

Mein erster Gedanke – ganz unabhängig vom Anliegen des Propheten

Jeremia: Ist alles Neue wirklich besser?

Wie schnell wird Neues alt: wenn der erste Kratzer das neue Auto ziert,

- wenn die Technik des Smartphones beim Kauf schon fast wieder überholt ist, wenn das eben gekaufte T-Shirt erst ein paarmal gewaschen ist.

Wie schwer fällt es besonders den Älteren, sich an Neues zu gewöhnen?

das neue Computerprogramm, bei dem vieles anders läuft, die

Umgangssprache der Jüngeren, die den Alltag durchzieht, die neue, kleinere Wohnung im Alter...

Und wie sehr wird andererseits momentan gerade in punkto Wohnung und

Garten das Alte geschätzt: alte Waschzuber und Milchkannen als

Blumentrog, antike Schilder und verrostet Kleiderhaken an den

Wänden, abgeschabte, sogar abgeblätterte Möbel.

Shabby-Chick und Vintage-Look. Upcycling.

Aus Alt mach Neu... --- ertappt!

Das Neue also doch besser als das Alte? – Nein, ich glaube nicht.

Jedenfalls nicht so ohne Weiteres.

Darum geht es ja nicht – und ich glaube, auch bei Jeremia nicht.

Aber wenn ich die alte, x-mal übergepinselte Kommode vom

Dachboden hole, sie sorgfältig mit Abbaizer oder Winkelschleifer

behandle... das Alte wieder zum Vorschein kommt... Wenn ich die uralte Chaiselonge meiner Oma mit einem anderen Stoff beziehe oder beziehen lasse... sie im Wohnzimmer einen Ehrenplatz bekommt... Wenn ich aus einer abgetragenen Jeans eine ganz individuelle Tasche nähe... und meine Lieblingshose so weitertragen kann... Ja, dann bin ich begeistert.

Die „alten Schätzchen“ werden zu Liebhaberstücken.

Da gefällt mir das Neue deutlich besser als das Alte, das es vorher war. Vielleicht, weil es nicht wirklich neu ist, sondern erneuert. Aufpoliert. Und damit aufgewertet. Wert geschätzt. Lieb gewonnen.

Liebe Gemeinde!

Mit diesen Gedanken – quasi als Vorüberlegung – höre ich die Worte Jeremias nun noch einmal neu / erneut.

Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund schließen.

Was dann folgt, macht deutlich: Dieser neue Bund ist auch gar nicht völlig neu. Dieser Bund greift genau all das auf, was der alte Bund schon beinhaltet hat – die Weisungen und Zusagen, die Gott schon Noah, Abraham und Sarah, Mose und dem Volk Israel gemacht hat. Denn der Kern des Bundes ist und bleibt gut und wertvoll – wie das Holz der x-mal übermalten Kommode, wie die unverwüstliche Federung der alten Chaiselonge...

Nur die Gebrauchsspuren... - die stören, die zerstören: Kratzer auf dem Lack, Bezüge, die längst fadenscheinig geworden sind, Flecken, die

hartnäckig sind und nicht mehr raus gehen.

Beim alten Bund Gottes mit den Menschen: dass sie ihn immer wieder gebrochen haben, nicht nach Gottes Willen gelebt, ein goldenes Kalb zum Anbeten geschaffen, die Sklaven werden nicht nach sieben Jahren freigelassen, die Armen nicht unterstützt, das Recht wird verdreht, mehr auf menschliche Machtspielchen und Machtbündnisse vertraut als auf den einzigartigen Bund Gottes.

Die Menschen haben sich nicht an die Abmachungen gehalten, die zu diesem Bund dazu gehören und die dem Wohl aller dienen.

Jeder Bund, der geschlossen wird, ist doch so etwas wie eine Abmachung: die Staatenbünde ebenso wie der Ehebund. Von beiden Seiten einzuhalten.

Israel aber hat den Bund mit Gott gebrochen. Jeremia beschönigt nichts...

Doch was für eine Verheißung: Gott verspricht einen neuen, einen erneuerten Bund. Der alte wird nicht einfach in die Tonne getreten. Bei Gott ist nicht einfach das Neue gut und das Alte schlecht.

Der Begriff „Neuer Bund“ – wie Martin Luther es übersetzt – ist übrigens im AT einmalig. Auch im NT kommt er gar nicht oft vor.

Umso verwunderlicher, dass diese Bibelstelle mit dazu geführt hat, den Judenhass zu befördern, so dass der alte Bund dem AT, der neue Bund dem NT zugeordnet wurde, als sei mit Jesus Christus das AT und mit ihm das Judentum verworfen...

Nein, bei Gott ist nicht per se das Neue gut und das Alte schlecht.
Und schon gar nicht der Bund, den er einmal mit den Menschen
geschlossen hat.

Gottes Bund bleibt bestehen – trotz der Verfehlungen der Menschen,
wie ich es eben aus dem Raimpslam 105 gelesen habe.

*Er will stets seines Bunds gedenken, nie wird er seine Treue kränken.
An tausend nach uns immerfort erfüllt er sein Verheißungswort. Der
Bund der Abrams Hoffnung war, steht jetzt noch da – unwandelbar.*

Das ist die große Verheißung dieser Worte, die Jeremia dem Volk
verkündet. – Inmitten einer unheilvollen Zeit. Mitten im Exil:

Gott erneuert seinen Bund.

Eine Verheißung, die Mut macht. Die ermutigt, durchzuhalten. Trotz
der Schuld an Gott festhalten zu dürfen.

Gott erneuert seinen Bund. – Und wie macht er das?

Er macht das, indem er ihn quasi aufpoliert wie ein altes Möbelstück
und ihm damit einen neuen, nie dagewesenen Glanz verleiht.

Gott erneuert seinen Bund, indem er ihn den Menschen direkt ins Herz
schreiben will. All die Macken und Schrammen – wie weggewischt.

So wird Gottes guter Wille eine Herzensangelegenheit.

Man muss den Menschen nicht mehr sagen, was zu tun ist... - sie tun es
einfach. Sie haben es verinnerlicht.

Was für eine Verheißung! – Ja, eine Verheißung wohl gemerkt.

Noch ist nicht erfüllt, was Gott durch den Propheten Jeremia verheißt.

Noch ist Israel im Exil.

Und auch mit dem Kommen Jesu Christi in die Welt ist noch längst nicht alles gut, die Verheißung nicht erfüllt.

Zuerst und vor allem gilt die Verheißung Israel. In Jesus hat sie für eine kleine Zeit auf Erden Gestalt angenommen. Und durch ihn sind wir mit in die Verheißung hineingenommen... - Was für ein Geschenk!

Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund schließen... Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein.

Nicht der Mensch muss neu anfangen, sondern Gott fängt neu an, erneuert seinen Bund, seine Verheißung.

Daran will ich festhalten, davon träumen... - und irgendwann wird es wahr, denn Gott hält Bund und Treue auf ewig. Amen

Lesung: Eph 3, 14-21

Lieder:

- 501, 1+3: Wie lieblich ist der Maien (3. Strophe lesen)
- Ps 105, 1+3-4 (lesen)
- Nr. 92, 1 (lesen I-5)

Ute Schulz

Biblischer Text: 1. Korinther 6, 9-19

Der vorgeschlagene Predigttext für den heutigen Sonntag steht im 1. Korintherbrief 6,9-19.

[...]

Liebe Gemeinde,

unser heutiger Predigttext steht in einem Brief. Und dieser Brief ist adressiert an die Gemeinde in Korinth. Aus dem Namen dieser Stadt hatte der Dichter Aristophanes einst ein neues Wort geformt: korinthiazestai. Zu Deutsch: Korinthisch tun. Oder wie ich es übersetzen würde: Rumkorinthern. Mit diesem Wort korinthiazestai – Rumkorinthern – bezeichnete der Dichter Aristophanes alles, was man sich unter unzüchtigem Verhalten nur so vorstellen kann; denn dafür war Korinth berühmt und berüchtigt: Für Unzucht. Für sexuelle Freilebigkeit. *Wie* diese sexuelle Freilebigkeit in Korinth aussah, davon erzählt der Geschichtsschreiber Strabon. Strabon lebte zurzeit Jesu. In einer seiner Schriften beschreibt er das Treiben im Tempel der Aphrodite. Dieser Tempel für die griechische Liebesgöttin Aphrodite stand in Korinth nicht irgendwo zwischen anderen Tempeln. Er stand auf einem hohen Kalkfelsen, knapp 600 Meter über der Stadt – auf der Akropolis von Korinth. Laut Strabon hat es in diesem Tempel über *eintausend* heilige Dienerinnen gegeben, die zu Ehren der Göttin Aphrodite als Hetäre gearbeitet hätten. Hetäre waren Frauen, die besonders gebildet waren und gegen Geld oder Geschenke, für die Männer tanzten, sangen und sexuelle Dienste anboten. Es waren Sklavinnen; manchmal auch freigelassene Sklavinnen oder sogar Freigeborene. Zu einer Hetäre zu gehen, war für einen Mann damals nichts Verwerfliches. In einem Text des antiken Redners Demosthenes heißt es zum Beispiel – Zitat: „Die Ehefrauen haben wir, um rechtmäßig Kinder zu zeugen und um eine treue Wächterin für das Haus zu haben, die Konkubinen [haben wir] zur täglichen leiblichen Pflege, [und] die Hetären haben wir für Vergnügungen.“ Mehr als 1000 Hetäre soll es laut dem Geschichtsschreiber Strabon im Tempel der Aphrodite in Korinth gegeben haben. Lange Zeit hieß es, der Besuch einer Hetäre im Tempel der Aphrodite sei eine geradezu kultische Handlung gewesen. Die Altertumswissenschaftlerin Tanja Scheer sieht das anders. Vor elf Jahren gab sie einen Sammelband mit Aufsätzen über Tempelprostitution in der Antike heraus. In diesem Sammelband widerlegte sie die Behauptung, dass die Prostitution am Tempel der Aphrodite in Korinth kultischen Charakter hatte. Für die Altertumswissenschaftlerin Tanja Scheer ist es jedoch durchaus denkbar, dass die Hetären das verdiente Geld zum Teil an den Tempel gegeben haben. Viele Hetäre sind durch ihre Dienste

nämlich durchaus vermögend geworden – und hätten dann Kultorte für die Göttin Aphrodite Porne gestiftet. Tanja Scheer hält es auch für möglich, dass es Heiligtümer gegeben hat, die nebenbei Bordelle geführt hätten. Vor allem in der Hafenstadt Korinth habe es an solchen Orten nicht gemangelt. Korinth war schließlich eine *der* Hafenstädte der Antike. Für Rom war die Stadt eine so starke Konkurrentin, dass sie 146 vor Christus von den Römern zerstört wurde. 100 Jahre später wurde sie neugegründet. Sie lag geostrategisch so gut, dass sie sich schnell als Handels- und Finanzzentrum etablierte – und schon 17 Jahre nach der Neugründung zur Hauptstadt der Provinz Achaia erklärt wurde. Korinth florierte. Es bildete sich schnell eine Oberschicht. Und die Männer dieser Oberschicht suchten neben ihre Frauen Konkubinen und Hetäre. Aber nicht nur das. Die Männer der Oberschicht praktizierten auch Päderastie – zu Deutsch: Knabenliebe. Ein erwachsener Liebhaber suchte sich einen Jüngling, dem er von Zeit zu Zeit dabei zuschaute, wie er nackt Sport trieb und mit dem er sexuelle Kontakte pflegte. Mit Homosexualität hat das nichts zu tun. Liebe unter zwei erwachsenen Männern wurde nämlich *nicht* toleriert. Und auch sexuelle Kontakte unter zwei erwachsenen Männern waren verpönt – es sei denn, einer der beiden war ein Prostituirter oder ein Sklave. Sexuelle Kontakte unter erwachsenen Männern auf Augenhöhe waren jedoch undenkbar - und darum endete das Verhältnis zwischen einem erwachsenen Liebhaber und einem Jüngling, sobald der Letztere erwachsen wurde. Der erwachsene Mann aus der Oberschicht suchte sich dann einfach einen neuen Jüngling.

Liebe Gemeinde, immer wieder wird in der kirchlichen Debatte über gleichgeschlechtliche Beziehungen unser heutiger Predigttext ins Spiel gebracht. Es wird gesagt, dass Paulus in diesem Text gegen Homosexualität argumentiere. Und in manchen Übersetzungen wird unser Predigttext sogar so übersetzt, dass Paulus sagt: Wer homosexuelle Beziehungen eingeht, der wird Gottes Reich nicht erben. Um das ganz deutlich zu sagen: Paulus spricht nicht von homosexuellen Beziehungen. Paulus verwendet das Wort „homosexuell“ nicht. Das Wort „homosexuell“ taucht erstmals im Jahr 1869 auf – und zwar in einem Brief des österreichisch-ungarisch Schriftstellers Karl Maria Kertbeny. Paulus verwendet dieses Wort nicht. Er spricht von „malakoi“ – zu Deutsch „Weichling“ oder „Schwächling“ und meint damit die Lustknaben, mit denen erwachsene, verheiratete Männer und Familienväter der Oberschicht Kontakte pflegten. Er spricht nicht nur von „malakoi“, sondern auch von „arsenokotai“. Dieser Ausdruck kommt in der griechischen Literatur nur sehr selten vor. Er bezeichnet später männliche Prostituierte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Paulus mit diesem Begriff, den Kontakt eines erwachsenen verheirateten Mannes, eines Familienvaters der Oberschicht, mit einem Sklaven

oder Prostituierten meint. Eine gleichgeschlechtliche Beziehung zwischen zwei Menschen auf Augenhöhe hat Paulus in unserem Predigttext mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht vor Augen. Was er jedoch vor Augen hat ist eine Stadt, in der sexuelle Freilebigkeit herrscht. Und Ausgangspunkt dieser Freilebigkeit sind die Männer der Oberschicht. Ehefrauen ist diese sexuelle Freilebigkeit nicht möglich. Und auch den Sklavinnen und Sklaven ist sexuelle Freilebigkeit nicht möglich. Sie gilt für die Männer der Oberschicht. Professor Hermann Lichtenberger, Neutestamentler und ehemaliger Leiter des Zentrums für antikes Judentum und hellenistische Religionsgeschichte in Tübingen, brachte die soziale Weltordnung des griechisch-römischen Kulturkreises 2010 auf den Punkt – Zitat: „Auf der einen Seite steht der freie Mann, auf der anderen Frauen, Kinder, Unfreie, Sklaven [...]. Der Herrschaftsanspruch des freien Mannes schließt die sexuelle Verfügbarkeit der anderen insgesamt ein, die er ausnützen kann – und dies auch tut.“ - Zitat Ende.

Mit anderen Worten: In Korinth herrscht nicht einfach sexuelle Freilebigkeit. In Korinth herrscht vor allem ein deutliches Machtgefälle zwischen Männern der Oberschicht – und allen anderen. Und dieses Machtgefälle zeigt sich darin, dass es in der ganzen Stadt Orte für ihre Begehren gibt. Für *ihre* Begehren. *Ihr* Begehren strukturiert die soziale Ordnung in Korinth. Ihr Begehren hat Vorrang. Die Bibel in gerechter Sprache hat für die Zustände in Korinth eine gute Formulierung gefunden: Sie spricht von „ungerechten sexuellen Beziehungen“ (1. Kor 6,18). Und von diesen gab es in Korinth viele. Denn in Korinth gab es viele freie, wohlhabende Männer. Korinth, dieses Handels- und Finanzzentrum, war ein Sammelbecken für Reiche und Wohlhabende. Und darum war insbesondere Korinth eine Stadt, in der das, was Paulus als Unzucht bezeichnet, allgegenwärtig war. Erst wenn wir diese besondere Situation in Korinth wahrnehmen, verstehen wir besser, was Paulus vor Augen hat, wenn er in seinem Brief an die Korinther die Verhältnisse in Korinth kritisiert.

Dass Paulus die Unzucht in Korinth kritisiert hat aber noch einen zweiten Grund: Es ist die jüdische Tradition, in der Paulus sich bewegt. In den Schriften Israels wird immer wieder Hurerei kritisiert. Und mit Hurerei meinen die Schriften Israels gar nicht so sehr sexuelle Ausschweifung, sondern vor allem die Untreue gegenüber Gott. Und das ist es ja, was die Propheten immer wieder beklagt haben: Dass das Volk gegenüber Gott immer wieder untreu wird. Diese Klage wurzelt in der Aufforderung, Gott treu zu sein. Die Klage über Untreue gegenüber Gott; die Forderung, Gott gegenüber treu zu sein, zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Alte Testament. Und das Motiv der Treue steht auch im Zentrum von Israels Gottesbild: Gott ist der Gott, der Bund und Treue hält ewiglich. Auf Gott ist Verlass. Er ist ein

Fels in der Brandung. Er ist der gute Hirte, der Halt gibt. Und so wie Gott treu ist, soll auch Israel Gott treu sein – und: die Menschen sollen sich gegenseitig treu sein. Einander loyal sein. Diese „Theologie der Treue“, wie ich sie jetzt mal nennen werde, nimmt ihren Anfang im 8. Jahrhundert vor Christus – die politischen Herrscher fördern diese Theologie der Loyalität aus naheliegenden Gründen – und so durchzieht die „Theologie der Treue“ die Theologiegeschichte Israels, bis hin zum Juden Jesus. Dieser Jude Jesus wird dann auch am Ende des Matthäusevangeliums sagen: „Ich bin bei euch, alle Tage, bis an der Welt Ende.“ Und so wird die „Theologie der Treue“ – der Glaube an einen Gott, der Bund und Treue hält ewiglich – auch ein zentraler Aspekt in der Theologie der ersten Christinnen und Christen. Und gerade *weil* Treue im Glauben Israels, und dann auch im christlichen Glauben der ersten Jahrhunderte so wichtig ist, wird Untreue, wird Unzucht so stark kritisiert. Wo immer sich Untreue zeigt, übten schon die Propheten Israels Kritik. Und für sie zeigte sich Untreue in Unzucht, aber auch in unsolidarischem Verhalten. Das ist auch bei Paulus so. Paulus kritisiert im Korintherbrief ja nicht nur Unzucht. Paulus kritisiert im 1. Korintherbrief auch, dass die Reichen auf Kosten der Armen leben. Er kritisiert, dass sie mit vollem Magen zum Abendmahl kommen, während die Armen mit knurrendem Magen daneben sitzen. Paulus kritisiert unsolidarisches Verhalten. Er kritisiert mangelnde Solidarität. Er kritisiert die Schere zwischen Arm und Reich – und die Konsequenzen für den sozialen Zusammenhalt. Aus Sicht von Paulus schadet es unserem Leben, wenn der soziale Zusammenhalt fehlt. Wo der soziale Zusammenhalt fehlt, wo es an Solidarität mangelt, da fehlt uns etwas, was wir zum Leben brauchen.

Und darum geht es in unserem heutigen Predigttext: Was brauchen wir für unser Leben? Was tut unserem Leben gut? Und: Was schadet unserem Leben?

Paulus beantwortet diese Frage in drei kurzen Anläufen: Im ersten Teil unseres Predigttextes nennt Paulus Dinge, die aus seiner Sicht dem Leben des Einzelnen und unserem Zusammenleben schaden. Er verfasst einen sogenannten Lasterkatalog. Und in diesem Lasterkatalog reiht er Verhalten auf, das er verurteilt. Solche Lasterkataloge gab es in der jüdischen Weisheitsliteratur seiner Zeit genauso wie in der stoischen Philosophie. Sie stehen in unserem Predigttext bezeichnenderweise am Anfang. Denn letztlich geht es Paulus nicht darum Verbote auszusprechen, sondern positiv zu zeigen, was christliches Leben bedeutet.

Und darum greift Paulus in einem zweiten Schritt ein Motto auf, das in der Gemeinde von Korinth ziemlich populär gewesen zu sein scheint. Nämlich: Alles ist erlaubt. Paulus sagt: Ja, alles *ist* erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten. *Das* ist für Paulus der Dreh- und Angelpunkt

christlichen Lebens: Tun, was zum Guten dient. Sprich: Ein christliches Leben zu führen, das bedeutet für Paulus danach zu fragen, was dem Zusammenleben gut tut – was mir gut tut – was meinem Nächsten gut tut.

Und jetzt kommt der dritte Schritt, den ich wirklich bemerkenswert finde. Normalerweise, wenn es um christliche Ethik geht, dann wäre die Frage: Wie soll ich leben? Was soll ich tun? Was muss ich tun? Wie muss ich leben? Was darf ich? Was darf ich nicht? Aber genau diese Fragen sind für Paulus nicht zentral. Die Worte „müssen“, „sollen“, „dürfen“ sind in unserem Predigttext nicht zentral. Sie sind nicht zentral für die Frage christlichen Lebens. Paulus geht es vielmehr um das, was wir *können*.

Paulus sagt nämlich im dritten Schritt, dass unser Körper ein Tempel des Heiligen Geistes ist. Der Geist ist bei Paulus das, womit Gott uns begabt. Gott begabt uns mit Fähigkeiten. Gott begabt uns mit Schwächen. Gott begabt uns mit Interessen und mit Träumen. Gott gibt uns etwas mit. Wir tragen etwas in uns, mit dem wir etwas anfangen können. Und darum geht es Paulus. Es geht ihm um das, was wir können. Was uns möglich ist. Ein ethisch verantwortliches Leben beginnt für Paulus damit, dass wir wahrnehmen, was da in uns ist. Es beginnt damit, dass wir uns fragen, wie kann ich die Dinge, die Gott mir mitgegeben hat, zum Guten einsetzen. Es geht um das, was wir können. Und damit diese Rede vom Heiligen Geist nicht in der Schweberei bleibt, gibt Paulus seiner Rede vom Heiligen Geist buchstäblich Hand und Fuß und sagt: Der Leib ist ein Tempel des Heiligen Geistes. Darum preist Gott mit eurem Leib.

Ich habe vorgestern auf Twitter und Facebook gefragt, was das bedeuten könnte. Was bedeutet es, Gott mit unserem Leib zu preisen. Eine Person hat geantwortet – Zitat: „Hier bei uns helfen so viele aus Nächstenliebe bei den Aufräumarbeiten nach der Überflutung. Da preisen die Menschen auch irgendwie Gott mit ihrem ganzen Leib.“ – Zitat Ende. „Christus hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun.“, heißt es in einem Gebet aus dem 14. Jahrhundert. Wie kann es noch aussehen, Gott mit unserem Leib zu preisen? Tanzen, singen, laufen, schwimmen, umarmen, ein gesundes Leben führen, Sorge für die Familie tragen, die eigene Existenz achten – so lauteten einige der Antworten auf Twitter und Facebook. Und: Gott mit unserem Leib zu preisen, bedeutete für eine Person auch, für unser seelisches Gleichgewicht zu sorgen. Was denken Sie? Was bedeutet es für Sie, Gott mit Ihrem Körper zu preisen? Für Paulus steht fest: Wir können Gott mit unserem Körper preisen. Und für Paulus bedeutet das: Wir können mit unserem Körper etwas tun, das dem Guten dient. Wir können etwas tun, was dem Guten dient, *weil* wir einen Körper haben. Wir können mit unseren Händen Karten

schreiben und verschicken, Marmelade machen und verschenken, im Chor Gebärdenlieder lernen und Sterbenden die Hand halten. Wir können mit unseren Mündern Aua wegpusten und am Lagerfeuer Lieder singen, küssen und nacheinander fragen.

Wir können mit unseren Füßen auf die Straße gehen gegen Antisemitismus, gegen Rassismus oder kurz eine Etage hoch gehen, um den Nachbarn im Stockwerk über uns ein Stück selbstgemachten Aprikosenkuchen anzubieten.

Wir können Gutes tun, weil wir einen Körper haben – das ist die ganz banale und so wunderschöne Botschaft von Paulus. Für Paulus beginnt christliches Leben deshalb damit, dass wir uns selbst wahrnehmen: die Träume und Fähigkeiten, die Gott uns geschenkt hat; unseren Körper, in dem Gott unseren Träumen und Fähigkeiten ein Zuhause gegeben hat. Einen Tempel sogar. Und Tempel sind Orte der Gottesbegegnung. Orte, an denen Gott den Menschen nahe ist. Mit anderen Worten: Gott kommt uns auch körperlich nahe – durch den Körper unserer Mitmenschen. Durch unsere eigenen Körper. Durch die Lieder, die wir singen. Durch die Wege, die wir aufeinander zugehen. Auf all den Wegen, auf denen wir Gott mit unserem Körper preisen.

Amen.

Die Predigt wurde so erstmalig gehalten am 25. Juli 2021, den 8. Sonntag nach Trinitatis, in der Evangelisch-reformierten Gemeinde zu Dresden.

Fabian Brüder

Biblischer Text: 1. Korinther 14, 1-3.20-25

Predigt

Liebe Gemeinde!

Schön, dass Sie heute Morgen da sind! Dass keine wichtigen Termine oder andere Verpflichtungen Sie daran gehindert haben, hierher zu kommen, an diesen Ort, an dem Gott uns nahekommen möchte – in seinem Wort und in den Gesichtern der Menschen in diesem Raum. Doch erstmal möchte ich Sie mitnehmen auf eine kleine Zeitreise in die griechische Hafenstadt Korinth in eine der frühen Christengemeinde. Der Apostel Paulus hat dieser Gemeinde mehrfach geschrieben und auch unser heutiger Predigttext ist an diese konkrete Gemeinde gerichtet. Ob er auch uns etwas sagen kann, werden wir dann sehen...

Die Gemeinde in Korinth hat noch kein Kirchengebäude. Man trifft sich sonntags im Privathaus eines wohlhabenden Gemeindeglieds, allerdings nicht am Morgen, sondern am Abend, wenn die alltägliche Arbeit getan ist – denn der Sonntag ist noch kein Feiertag, sondern einfach der erste Tag der Woche, an dem man natürlich für den Lebensunterhalt arbeiten muss. Manche sind schon früher da, andere können erst später kommen. Das Zusammensein erstreckt sich über mehrere Stunden und ist mit einem gemeinsamen Essen verbunden, bei dem man auch das Abendmahl feiert. Eine feste Struktur ist nicht zu erkennen - mal redet der eine, mal die andere und oftmals alle durcheinander. Immer wieder sehen wir Menschen, die mit erhobenen Armen zu Gott beten, manche mit geschlossenen Augen und verzücktem Lächeln. Was sie sagen, ist unverständlich – das sind keine Worte ihrer griechischen Alltagssprache, sondern es sind unbekannte Worte, fremde Laute, die da über ihre Lippen kommen – *Glossolalia* nennt man diese ekstatische Form des Betens, bei der die Kontrolle des Verstandes ausgeschaltet ist und man seine Zunge, seine Sprechwerkzeuge, dem Geist Gottes überlässt. Hier in Korinth fahren sie anscheinend voll darauf ab – ich kann das Phänomen zwar einordnen, aber ich fühle mich unwohl dabei. Was soll ich hier? Ich verstehe sowieso nichts in diesem Durcheinander. Doch dann ergreift ein Mann von vorne das Wort und bittet um Ruhe: Er wolle den Anwesenden weiter aus dem neuen Brief des Apostels Paulus vorlesen. Zu Erklärung für diejenigen, die an den letzten Sonntagen nicht dabei gewesen sind: Es gehe derzeit um die Frage, wie die Gemeinde mit ihren unterschiedlichen Geistesgaben umgehen soll und welche Gaben denn am bedeutsamsten seien. Paulus habe ihnen erklärt, dass die vielen verschiedenen Gaben alle aus dem einen Geist Gottes kommen. Und er habe sehr betont, dass die Gemeinde wie ein Leib mit unterschiedlichen Gliedern sei: Alle seien aufeinander angewiesen, gemeinsam aber würden sie

von Christus als dem Haupt des Leibes bestimmt. Am letzten Sonntag habe man gehört, was der Apostel über die Liebe sagt. Sie sei der beste Weg und der höchste Wert überhaupt. Ohne sie habe alles andere im Leben eines Gläubigen keinen Sinn, sei es nun die Zungenrede, die Prophetie, das Almosengeben oder das Leiden für Christus. Die Liebe bleibe für immer bestehen und sei noch höher zu bewerten als Glaube oder Hoffnung. Nun liest er weiter vor aus dem Brief:

1 Bleibt auf dem Weg der Liebe! Strebt nach den Geistesgaben, vor allem aber danach, prophetisch zu reden.

2 Wer in Zungen redet, spricht nicht zu Menschen, sondern zu Gott. Denn niemand versteht ihn: Er redet im Geist von Geheimnissen.

3 Wer dagegen prophetisch redet, spricht zu Menschen: Er erbaut, ermutigt, tröstet.

Das leuchtet mir sofort ein. Ist es nicht genau das, was ich in einem Gottesdienst suche? Was ich von einer Predigt erwarte? Dass mir etwas gesagt wird, was mir Hilfe, Ermutigung und Trost bringt? Orientierung für das, was im Leben wichtig ist?

Nur mit halbem Ohr höre ich zu, was der Mann weiter vorliest:

Die Zungenrede habe ihren Platz im persönlichen Gebet, auch Paulus habe diese Gabe, würde sie aber nie in Gemeinschaft einsetzen, weil keiner verstehen könne, was in Zungen geredet wird und so weiter. Stimmt, denke ich, so ging es mir ja auch vorhin, als ich hier reinkam. Für die Gemeindeglieder hier in Korinth scheint das alles wichtig zu sein – es sind ihre Probleme, die da behandelt werden, ihre Fragen und ihre Konflikte im Gottesdienst. Paulus versucht ihnen in seinem Brief einsichtig zu machen, dass sie das Reden in fremden Zungen absolut überbewerten und es im Gottesdienst allenfalls mit Übersetzung einen Platz habe. Naja, unsere Probleme sind das nun wirklich nicht. Aber dann höre ich doch noch mal genauer zu, was der Mann da vorne vorliest:

20 Liebe Brüder und Schwestern, seid nicht Kinder, wo es um Einsicht geht. Seid unbedarft, wo es um Bosheit geht, in der Einsicht aber seid vollkommen! 21 Im Gesetz steht geschrieben: Durch Leute fremder Zunge und mit den Lippen Fremder will ich zu diesem Volk reden, aber auch so werden sie nicht auf mich hören, spricht der Herr. 22 Das Zungenreden ist also nicht ein Zeichen für die Glaubenden, sondern für die Ungläubigen, die Prophetie dagegen ist nicht ein Zeichen für die Ungläubigen, sondern für die Glaubenden. 23 Wenn nun die ganze Gemeinde zusammenkommt und alle in Zungen reden, es kommen aber Außenstehende oder Ungläubige herein, werden sie dann nicht sagen: Ihr seid von Sinnen? 24 Wenn aber alle prophetisch reden und es kommt ein Ungläubiger oder Außenstehender herein, dann wird er

von allen ins Verhör genommen, von allen geprüft; 25 das Verborgene seines Herzens wird offenbar, und so fällt er auf sein Angesicht, wird zu Gott beten und bekennen: In der Tat, Gott ist in eurer Mitte.

Hm, die Argumentation des Paulus mit Hilfe eines Zitats aus dem Propheten Jesaja verwirrt mich etwas - so schnell kann ich sie nicht nachvollziehen und – ehrlich gesagt – sie sagt mir nichts. Doch die Anwendung auf die Situation in der Gemeinde finde ich sehr einleuchtend – das erste Szenario habe ich ja ansatzweise eben selbst erlebt und das zweite – das bringt mich zum Nachdenken - und mit einem Schlag wieder zurück in unsere Gemeinde hier:

Was erlebt eigentlich ein Außenstehender, wenn er bei uns im Gottesdienst ist? Das Phänomen der Glossolie, des Zungenredens, begegnet ihm garantiert nicht, aber berührt und betrifft ihn das wirklich, was er hier in deutscher Sprache hört? So sehr, dass er bekennt: *In der Tat, Gott ist in eurer Mitte!?* Oder hat er das Gefühl, dass die Worte ihm eher unverständlich sind? Dass sie von einer Wirklichkeit reden, zu der er keinen Zugang findet, weil sie nichts mit seiner Realität zu tun hat?

Unsere Freunde aus dem Iran, Massa und Mohammed, sind nach dem ersten Besuch bei uns wiedergekommen, weil sie hier das finden, was sie gesucht haben: Eine Gemeinde, wo sie im Gottesdienst etwas lernen können, vor allem durch die Predigten. Das ist ihnen wichtig.

Andere kommen wieder, weil ihnen hier schon in der äußerlichen Sitzordnung eine offene, zugewandte Gemeinde begegnet. Manche kommen wieder, weil sie hier keine bekennenden Worte aufsagen müssen, deren Sinngehalt sie nicht oder nur teilweise nachvollziehen können.

Doch wiederum andere Besucher kommen möglicherweise nicht wieder, weil ihnen unsere Gottesdienste zu intellektuell sind oder weil sie hier zu wenig jugendgemäße Lieder finden, zu wenig Spontaneität, zu wenig Gefühl. Und wer es liebt, in liturgischen Gesängen zu Gott zu beten und Weihrauch zu riechen, ist bei unseren katholischen Glaubensgeschwistern sicher besser aufgehoben. Überhaupt, die Sinnlichkeit der Erfahrungen – Kerzen, Bilder, bunte Fenster – damit können wir hier in unserer reformierten Gemeinde nicht dienen, es sei denn in den Wochen rund um die Konfirmation. Auch spontane Beiträge aus der versammelten Gemeinde sind eher unüblich – außer bei den Familiengottesdiensten, wo es tatsächlich auch bei uns lebhafter zugeht.

Ganz klar: Die Menschen sind verschieden und nicht jede Gemeinde kann alles bieten. Aber gibt es vielleicht grundlegende Werte, die in jeder christlichen Gemeinde wichtig sind, sei es nun damals in Korinth oder heute in Göttingen?

Paulus schreibt dazu ganz einfach: *Bleibt auf dem Weg der Liebe!* Und: *Strebt vor allem nach*

der Gabe des prophetischen Redens. Beim prophetischen Reden – so viel habe ich eben in Korinth verstanden - geht es nicht um eine Deutung der Zukunft, sondern um die Gestaltung des Lebens in der Gegenwart. Wenn Menschen prophetisch von Gott – oder besser: aus Gott – reden, wird den Zuhörern klar, wozu sie auf der Welt sind und welchen Beitrag sie zur Gerechtigkeit und zum Frieden leisten können.

Dann werden der Einzelne und die Gemeinschaft gestärkt und finden Orientierung. Dann horchen auch Außenstehende auf und sind betroffen, weil sie spüren: Das ist wahr, das betrifft mich, meine eigenen Schwierigkeiten, mein eigenes Suchen, meine eigenen Fragen nach Gott und der Welt. Hier lerne ich etwas, das mir hilft, anders zu leben als vorher.

Doch ebenso wichtig, ja noch wichtiger, ist die Erfahrung der Liebe: Hier begegne ich Menschen, die offen sind für mich, mir zuhören, mich annehmen und aufnehmen. Hier begegne ich nicht einer Gemeinschaft von weltfernen Spinnern, die in ihren Worten und Liedern in eine andere Wirklichkeit abtauchen, sondern einer Gemeinschaft von Menschen, die durch ihr Dasein als Gemeinde Jesus Christus in der Welt verkörpern, so wie es Paulus den Korinthern mit dem Bild eines menschlichen Körpers erklärt hatte. Ich begegne einer Gemeinschaft, die vom Geist Jesu bestimmt wird. Prophetisches Reden und Handeln aus diesem Geist kann deshalb nur so sein wie Jesus selbst: Aufbauend für die Mühseligen und Beladenen, die unter der Last ihres Lebens seufzen. Tröstend für die Trauernden und für alle, die an der Not dieser Welt leiden. Ermutigend für alle, die in ihrem Alltag im Geist der Liebe Schritte tun hin zu den Außenseitern, den Fremden und zu all den anderen, die keinen Sonnenplatz im Leben haben.

Für Paulus war es ganz selbstverständlich, dass die Gabe dieses prophetischen Redens für alle erstrebenswert ist – auch das habe ich bei meinem Besuch in Korinth verstanden. Wenn Paulus heute bei uns zu Gast wäre, würde er sich vermutlich wundern, wie gering die Redeanteile der Gemeindeglieder im Gottesdienst sind oder wie ruhig und konzentriert eine Gemeinde zuhören kann. Vielleicht wäre er positiv überrascht von unserer klaren Struktur – was für ein Unterschied zur Gemeinde in Korinth!! Er würde sich freuen über unsere Lesungen aus dem Ersten Testament und aus den Evangelien, sicherlich wäre er auch etwas geschmeichelt, dass wir uns über Auszüge aus seinem alten Brief an die Korinther Gedanken machen. Und dann steht er plötzlich auf und ergreift das Wort:

„Liebe Schwestern und Brüder, mir fällt auf, dass bei euch im Gottesdienst immer nur einer spricht. Haben die anderen denn nichts zu sagen? Oder findet das bei euch außerhalb des Gottesdienstes statt? Es kann doch nicht sein, dass nur der oder die Predigende von Gottes Geist

begabt ist zu Worten, die aufbauen, trösten und ermutigen! Wenn ich euch mal was sagen darf: Traut euch zu, oder besser: traut Gott zu, dass er euch Worte gibt, die etwas bewirken beim anderen. Die ihm helfen in schwierigen Lebenssituationen oder in Fragen des Glaubens. Ihr alle habt doch die Geistkraft Gottes in euch. Jeder von euch kann aus dieser Kraft heraus ein Wort des Trostes sprechen, genau dann, wenn es gebraucht wird. Jede von euch kann aus dieser Kraft heraus erkennen und deutlich benennen, wo Umkehr nötig ist und das Handeln im Alltag sich ändern muss. Jeder und jede von euch kann ein Wort aussprechen, das den anderen oder die Gemeinschaft aufbaut, weiterbringt und stärkt. Das ist nicht nur die Aufgabe von denen, die auf der Kanzel sprechen. Doch wenn es euch schwerfällt oder wenn euch die Worte fehlen, dann denkt dran: Taten sagen oft noch mehr als Worte. Darum das Allerwichtigste: Lebt ein Leben, das von der Liebe bestimmt wird! Bleibt auf dem Weg der Liebe!“

Mit diesen Worten beendet Paulus seine spontane Zeitreise in unsere Gemeinde – und ich diese Predigt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Anmerkung: Diese Predigt wurde für die Reformierte Gemeinde in Göttingen geschrieben. Für eine andere Gemeinde müsste man sie natürlich stellenweise anpassen.

Esther Heling-Hitzemann

Biblischer Text: Johannes 8, 12 / Jona 1 – 4 / Lukas 19, 1 – 11

„Wie das Licht nach Viganella kam...“

Liebe Gemeinde,

Haben sie schon mal etwas von **Viganella** gehört?

Das ist ein kleines Dorf in Italien. Es liegt eingeklemt zwischen zwei Bergmassiven und ist der dunkelste Ort des ganzen Landes.

Genau am 12. November, einen Tag nach dem Martinsfest, verschwindet dort nämlich die Sonne für insgesamt 83 Tage hinter einem der beiden Berge. Es wird plötzlich kalt und dunkel und das bleibt bis zum 2. Februar so. Erst dann geht die Sonne für die Menschen in Viganella wieder auf. Erst dann gibt es wieder echtes Sonnen-Licht, vorbei die trüben Stunden in Dämmerung und Halbdunkel von tiefem Herbst und tristem Winter...

Das war zumindest bis 2006 so. Dann wurde alles anders. Der Bürgermeister dieses kleinen Dorfes wollte es nicht länger hinnehmen, dass es für seine Leute fast drei Monate kein natürliches Licht und Wärme gab. Er wusste, wie sehr sie die Sonne herbeisehnten. Er überlegte und dann kam ihm eine Idee:

Wenn es doch gelingen würde, einen riesengroßen Spiegel auf einem der Berge aufzustellen, dann könnte dieser Spiegel doch die Strahlen der Sonne aufnehmen und bündeln und sie so reflektieren, dass über den Berg hinweg Wärme und Licht ins Dorf strömen müsste.

Er fand Menschen, die ihn unterstützen und sammelte Geld für das Vorhaben: 100.000 € waren nötig und der Spiegel wurde gebaut.

Er besteht aus 14 Einzelspiegeln, die eine Gesamtfläche von 40 Quadratmetern haben und die durch eine elektronische Steuerung dem Lauf der Sonne gemäß eingestellt werden. So gibt es nun – dank des Spiegels in Viganella - auch im Winter Sonne und Wärme, gespiegelte Sonne und gespiegelte Wärme.

Es reicht leider nicht für das ganze Dorf, aber die gebündelten und reflektierten Sonnenstrahlen erreichen immerhin den zentralen Marktplatz. Dort treffen sich alle Menschen, die der Kälte und der Dunkelheit überdrüssig sind. Daraus ergibt sich eine große Lebendigkeit - mitten in trüber Zeit. Licht und Wärme in kalten und finsternen Zeiten. Und ein schöner, geselliger Tummelplatz für alle!

Mich hat diese Geschichte begeistert. Einmal weil ich die Kreativität des Bürger-meisters toll fand, aber auch weil ich selber noch einmal gemerkt habe, wie wichtig Licht und Wärme für uns Menschen sind; wie sehr wir darunter leiden, dass es im Herbst und Winter so wenig davon gibt – und der zwischen Goldenem Oktober und adventlich umglänzttem Dezember so eingekeilte November ist immer eine solche Anfechtung für uns, ein Flaschenhals der Trübnis, der Endzeitstimmung, des Abschieds..

Und dann ist mir auch noch etwas ganz anderes bewusst geworden. Wir haben nämlich auch alle so etwas wie diesen Spiegel für Viganella. Wir müssen ihn noch nicht einmal für teures Geld anschaffen:

Unsere Bibel ist der Spiegel! Darin stehen ganz viele Geschichten von Wärme und Licht und wer sich auf die Geschichten und Erzählungen des Evangeliums einlässt, kann spüren wie Kälte und Dunkelheit, die uns so oft innerlich erfassen, auf einmal weichen.

Wir können erfahren, dass Gott versprochen hat, besonders in finsternen Zeiten uns ganz nahe zu sein. Licht mitten in der Finsternis menschlichen Lebens. Auch an finsternen, ungeliebten Orten.

Erinnern Sie sich an die die Erzählung vom Propheten Jona, der für Gott in Ninive den Untergang ansagen sollte, dann vor diesem schrecklichen Auftrag fliehen wollte, Gott vergessen wollte; dann im Seesturm von Bord des Schiffes ins brausende dunkle Meer geworfen wurde, dort vom Wal zur Rettung verschluckt wurde und drei Tage in dessen Bauch verbrachte, sich verwandelte zu einem Freund Gottes und seinen Auftrag nun ausführte?

Aber die Stadt verwandelte sich auch, Fasten und Beten war angesagt, um Gott umzustimmen – das war Jona gar nicht Recht. Und als Gott dann auch noch in seiner großen Barmherzigkeit die Stadt verschonte, da brach eine Welt für Jona zusammen! Wo blieb da Gerechtigkeit?

Erst am Ende konnte er einsehen, dass die 100.000 Einwohner erkannt hatten, in welch dunkle Gassen sie gelaufen waren - durch ihren Lebenswandel.

Nun wollten sie weiter unter Gottes Sonne und Gnade leben, bekehrten sich und Gott ließ es großzügig zu, ja er freute sich an ihrem Wandel!

Das war und das ist wie ein Sonnenstrahl, der durch Bergmassive von Sorgen und Nöten seinen Weg findet und genau dort ankommt, wo er dringend gebraucht wird. Wer sich daran festhält und orientiert, bekommt von Gott geschenktes Lebenslicht. Und das gibt Kraft alles auszuhalten,

was so schwer ist beim Älterwerden: Die Erfahrung immer auf Hilfe angewiesen zu sein und nicht mehr selbständig sein Leben zu organisieren.

Christus sagt uns zu: ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. Wie gut, dass in der Bibel, dem Spiegel der Nähe und der Liebe Gottes, das alles für uns gespeichert ist, all das Gute und Helle.

Damit ausgerüstet können wir plötzlich „hell-sehen“, gewinnen Tiefenschärfe und Weitblick für das, was zum gemeinschaftlichen und gesegneten Leben hilfreich ist.

War nicht auch Zachäus, der Zöllner, so lange blind gewesen für echtes Licht und wahre Wärme im Leben? Hatte er sich doch bis zum Zusammentreffen mit Jesus mit trübem Ersatzlicht zufrieden gegeben. Danach gingen ihm die Augen auf, als Jesus ihn mit gebündelter Zuwendung bis tief ins Herz traf und er umkehren konnte:

Von seinem tristen Lebensalltag mit faulen Kompromissen hin zu einem Gebenden und Gönner. Er hatte sich geöffnet, weil Jesus, das Licht der Welt, ihn besucht hatte.

Das passiert heute genauso, täglich. Kleiner oder größer, deutlicher oder versteckter. Aber es passiert, weil Jesus weiterhin regiert und uns nahe ist.

Manchmal braucht man viel Mut und Entschlossenheit - so wie der Bürgermeister von Viganella, um mehr Licht ins Leben zu lassen. Und dann stellt sich Erfolg ein und vor allem Helligkeit und Segen. Licht wird verwandelt und davon leben wir alle – besonders im Herbst und lichtarmen Zeiten. Amen.

Joachim Korporal

Biblischer Text: 1.Kön.17,10-23

Liebe Gemeinde, um Grenzüberschreitungen geht es in unserem Gottesdienst heute. Deshalb lese ich als Predigttext auch eine Geschichte, in der von Grenzerfahrungen und Grenzüberschreitungen die Rede ist: 1. Kön. 17,10-23.

Eine Geschichte von Grenzüberschreitungen ist das – ich sagte es schon. Zuerst einmal im ganz klassischen geografisch-politischen Sinn. Elia überschreitet die Grenze von Israel nach Sidon. Sidon, das ist ein Nachbarstaat von Israel, wirtschaftlich abhängig, von Bewusstsein her aber unabhängig und dem größeren Nachbarn gegenüber nicht unbedingt freundlich eingestellt. Immerhin so weit unabhängig, dass die Jurisdiktionssysteme des israelitischen Königshauses in Sidon nicht gelten. Genau deshalb ist Elia dort – und, das liegt auf der Hand – er ist nicht freiwillig dort. Er ist auf der Flucht vor König Ahab und seinen Schergen. Im Namen Gottes hat Elia dem Ahab angekündigt, dass kein Regen mehr fallen soll, so lange der König die Gebote Gottes missachtet. Kein Regen, das bedeutet Dürre und Hungersnot – und auch Gefahr für den König selbst. Keinem König geht es gut, wenn die Untertanen hungern. Und auch in Sidon, im Nachbarland, ist die Katastrophe angekommen.

Die Einwohner von Sidon können allerdings die Ursache dieser Dürre nicht einordnen. Sie verstehen sie nicht als Strafe Gottes – insofern sind sie auch Elia nicht irgendwie gram – den kennen sie auch gar nicht. Für sie ist er aus ganz anderem Grund persona non grata, ein Fremder eben, aus dem ungeliebten Nachbarland. Ein Flüchtling, einen, den man allzu gern zurück schicken würde – zumal in Zeiten des Hungers. Elia weiß das – aber er hatte nur die Wahl zwischen Verfolgung, Folter und Tod auf der einen Seite und ungeliebter Duldung auf der anderen. Gott hat ihm diesen Weg gewiesen, so glaubte er. Ganz sicher war er nicht integrationswillig in Sidon. Die erste Grenzüberschreitung.

Die zweite: Unser Text erzählt auch von einer gesellschaftlichen und sozialen Grenzüberschreitung. Es gehört sich nicht, dass ein alleinstehender Mann bei einer Witwe mit Kind lebt. Damals schon gar nicht. Die Frau kann nicht viel älter als 25 gewesen sein, eher jünger, und wenn da dann ein Mann, ein Fremder im Haus lebt – die Nachbarn werden genug zu reden gehabt haben.

Auch das ist der Not geschuldet. Eigentlich egal, oder sogar gut so. Die Witwe hat ja nichts mehr zu verlieren. Im Gegenteil. Sie hat längst gesehen, worauf es hinläuft. Noch etwas Mehl,

noch ein wenig Öl, da kann man einen Brotfladen mit backen, den können sie und ihr Sohn mit Andacht essen – und dann werden sie sterben. Ein bisschen wie das letzte Abendmahl. Immerhin ist noch etwas Wasser in der Zisterne. Aber von etwas Wasser können sie nicht überleben. Die Witwe ist auf ihre Weise sogar durchaus gastfreundlich. Sie sieht den müden Elia, sie gibt ihm Wasser – aber das ist dann ihre persönliche Obergrenze. Mehr geht nicht, weil sie mehr nicht hat, sagt sie.

Und wieder eine Grenzüberschreitung. Elia sagt: Mach einfach. Du wirst sehen, Deine Gastfreundschaft wird Dir reichlich vergolten werden. Du wirst erleben: So lange Du Dein Mehl und Dein Öl bereit bist zu teilen, wird es Dir nicht ausgehen. Fast wie bei der Speisung der 5000. Im Teilen entsteht Fülle. Und die Witwe lässt sich darauf ein. Vielleicht weil sie gedacht hat – ist auch egal. Ob wir nun früher oder später sterben, zu zweit oder zu dritt – was solls? Vielleicht hat sie einfach der Kultur ihrer Gastfreundschaft gehorcht. Vielleicht hatte sie Mitleid mit Elia, was auch immer. Jedenfalls überschreitet sie die Grenze ihrer selbst. Ihrer Möglichkeiten, auch ihres Verstandes. Gegen alle Vernunft und gegen allen Augenschein backt sie dem Fremden das letzte Brot – und als sie den Mehlsack auf den Kehricht werfen will, da ist ja noch ein Restchen drin, und in der Ölflasche auch. Und merkwürdig, so geht es auch am nächsten Tag, und am übernächsten. Immer nur ein Restchen – als würde, wenn der Fremde ginge, mit ihm das Lebensmittel, mit ihm die Menschlichkeit versiegeln. Und so wächst über die Grenzen hinweg wächst eine Lebensgemeinschaft, die am Ende alle rettet: Die Witwe, Elia und, ja, auch das Kind.

Denn es geht ja doch nicht alles glatt bei ihrer übersteigerten Gastfreundschaft – wie sollte es auch? Das Kind wird krank, todkrank, es stirbt – und die Solidarität, die Gastfreundschaft kippt. Denn wer ist Schuld? Natürlich Elia. Natürlich der Fremde. Wer oder was auch sonst. Wie merkwürdig, wie sich solche Mechanismen und Schuldzuschreibungen durch die Geschichte ziehen. Wenn im Mittelalter die Pest kam, dann zeigte man auf die Juden. Heute – in den Wahlkämpfen der vergangenen Wochen – da geht es um Wohnungsnot und Altersarmut und Bildungsdefizite – und wer muss dafür herhalten? Für Dinge, für die die Geflüchteten ebensowenig etwas können, wie die Juden für die Pest oder Elia für die Krankheit des Jungen. Aber er wird verantwortlich gemacht. Einfach weil er fremd ist.

Und dann erleben wir noch einmal eine Grenzüberschreitung: Eine letzte Grenzüberschreitung. Für den Mann Gottes ist der Tod zwar bitter ernst, aber nicht unüberwindbar. Er klagt Gott seine Not – ganz direkt und unverblümt: Gott, das ist wirklich unfair, dass Du diese arme Witwe für ihre Hilfsbereitschaft nun auch noch leiden lässt – und

er spricht seine Hoffnung aus: Tu ein Wunder und rette dieses Kind – und der Junge erwacht von den Toten – und auf diese Weise – die Grenzüberschreitung in der Grenzüberschreitung – kommt die Witwe zum Glauben an den Gott Abrahams und Isaaks und Jakobs.

Liebe Gemeinde, ich habe die Geschichte unserer reformierten Tradition und Konfession in dieser biblischen Geschichte vielfach wieder gefunden. Die Geschichte von den Reformierten in Belgien und den Niederlanden, in Frankreich, in England, die wie Elia auch um ihres Bekenntnisses willen aufbrechen mussten, vor der Wahl standen, zu sterben, oder heimatlos in einem kalten, fremden Land zu stranden, angewiesen auf das Wohlwollen derer, die da lebten, darauf, dass sie ihren Lebensraum und ihre Habe teilten. Und wie oft in der Geschichte waren diese gezwungenen Grenzübertritte zugleich heilsame Grenzübertritte – auch wenn sicherlich nirgendwo alles glatt gelaufen ist. Aber wie viele Gebiete haben profitiert von diesen Fremden, von dem, was sie im Gepäck hatten an Kenntnissen und Fähigkeiten, auch an Glaubenshoffnung und Zuversicht. Ihre Geschichte ist eine Verfolgungsgeschichte und zugleich in den meisten Fällen auch eine Segensgeschichte gewesen.

Und manches davon erleben wir ganz aktuell, gerade heute wieder, nicht als die Geflüchteten, sondern als die Aufnehmenden – was könnte uns aus unserer eigenen Tradition aber auch aus der biblischen Geschichte für eine Kraft erwachsen aus dem tiefen Vertrauen, dass Teilen und Offenheit auf lange Sicht nicht Verlust des Eigenen, sondern ungleich größeren Gewinn bringen – ich bin überzeugt davon, dass wir das noch sehen werden. Dass unsere Töpfe nicht leer werden, solange wir daraus für uns und andere schöpfen, sondern sich auf wundersame Weise immer neu und immer wieder füllen – weil Gott es so will, es so geboten hat, es gnädig und mit Freude ansieht. Wir haben in der evangelischen Kirche in Zeiten, in denen wir von Finanznot reden, Millionenbeträge für die Begleitung von Flüchtlingen zur Verfügung gestellt – das Geld ist auf wundersame Weise in den unausgeglichenen Haushalt zurückgeströmt, so dass wir mit Matthias Claudius singen könnten: Es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott. Weil er die Seinen nicht im Stich lässt. Weil er – wo immer Menschen an ihre Grenzen geraten, immer schon da ist.

Gott selbst will ja, dass allen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Deshalb ist er selbst auch schon überall da, wo wir Menschen auch nur hingehen können. Und wo wir dem anderen in Liebe begegnen, kommt er selbst uns heilsam entgegen.

Das ist es, was Elia und die fremde Witwe – beide – in der Begegnung miteinander erfahren dürfen. So sehr die Beiden sich phasenweise auch aneinander reiben. Unsere Geschichte zeigt uns, dass sie das im Licht Gottes tun, der in und über der Begegnung der Beiden gegenwärtig ist, um die Situation am Ende zum Heil zu wenden.

Wenn ich unsere Geschichte so anschau, dann kann sie mir zu einer tiefen Kraftquelle werden. In schwierigen Situationen. Im Konflikt vielleicht. In der Begegnung mit Menschen, die ich als mühsam empfinde. Gott ist immer schon da. Solches Vertrauen verhindert ja nicht die Auseinandersetzung, auch nicht, dass Menschen einander sagen: So geht es nicht. Nicht einmal, dass Menschen hier und da Gott sagen: Gott, so geht es nicht. Elia tut das. Aber es könnte ein Stück Gelassenheit hineinbringen, vielleicht auch neue Perspektiven. Vielleicht auch eine andere Art von Streitkultur. In dem Vertrauen, dass Gott da ist und Dinge letztendlich zum Heil bringen will, kann ich hier und da auch Konflikte oder Störfaktoren benennen, kann Unheil auch als Unheil erkennen und beim Namen nennen.

Auch Elia hat ja im Namen Gottes zum König Ahab gehen müssen und können und ihm sagen: Das was Du da tust, entspricht dem Willen Gottes nicht. Und ich weiß nicht, ob nicht für uns als Kirche auch die Situation gekommen ist, wo wir hier und da im Vertrauen auf die Anwesenheit Gottes auch etwas klarer sagen können müssten. Das, was ihr da tut und sagt, entspricht nicht dem Willen Gottes. Da, wo Stammtischparolen und völkische Gedanken auch in Gemeinden wieder hoffähig werden, wo sich Gruppen politisch oder gesellschaftlich abspalten und versäulen: Da kann und muss ich solchen Grenzziehungen entgegentreten. Denn weil Gott grenzenlos da ist, deshalb zählen unsere Grenzen für ihn nicht. Deshalb lädt seine Botschaft uns ein, fordert uns förmlich auf, unsere Grenzen zu testen – wie erwachsen werdende Kinder – ob solche Grenzen wirklich bestehen? Ob sie vielleicht überwindbar sind? Diese neugierige und liebevolle Offenheit, das ist die Grundlage für den Glauben, der sich in unserer biblischen Erzählung spiegelt. Verbunden mit dem tiefen inneren Vertrauen: Gott ist da. Verbunden auch mit der inneren Klarheit: Unser Leben gehört letztlich ihm.

Und ein letztes: Dieses Vertrauen, diese Offenheit, sie trägt auch an der letzten Grenze. Im Tod, im Sterben, vor dem so viele von uns Angst haben. Gott ist da. Jenseits unserer Grenzen und an unseren Grenzen und wo wir sie überschreiten, kommt er uns heilsam entgegen. Das ist Vertrauen, das uns Trost gibt im Sterben und im Leben. Schon heute, hier und jetzt, Amen.

Biblischer Text: Lukas 19, 41-48

Liebe Gemeinde!

Jesus weint. Jesus, der doch auch so gerne gefeiert hat: essen, trinken, fröhlich sein...

Und wir?

Wann haben Sie das letzte Mal geweint? Oder du? Oder du?

Und ich?

Heute Nacht? – Gestern? – Vor einem Monat? – Oder ist es schon lange her? ---

Und als er – Jesus – **nahe hinzukam und die Stadt sah, weinte er über sie.** Jesus weint über Jerusalem.

Wann weinen wir? – Und worüber?

Wenn wir uns beim Sport oder anderswo verletzt und Schmerzen haben vielleicht.

Vor Rührung bei der Trauung der Tochter oder der Einschulung des Enkels, vielleicht auch bei einer Musikaufführung.

Wenn ein großes Unglück geschieht, das viele Menschen in den Tod oder Ruin reißt.

Nach einem Streit mit dem Geliebten oder einer derben Enttäuschung durch eine Freundin.

Bei einem schweren Abschied am Zug, am Grab.

Und manchmal vielleicht auch über das ganze Elend dieser Welt oder aus Wut über so viel Ungerechtigkeit und Bosheit.

Das lässt sich ja auch nicht immer alles lupenrein voneinander trennen: Das Weinen über und um andere Menschen und das über und um mich selbst...

Tränen – sie geben einen tiefen Einblick in unser Inneres: in unsere Verwundbarkeit, in unser Mitgefühl mit anderen, in unsere Hilflosigkeit...

Jesus weint über Jerusalem.

Nur Lukas erzählt uns davon. Es muss ihm wichtig gewesen sein, was Jesus so bewegt hat.

Da ist er – Jesus – ein, zwei oder vielleicht auch drei Jahre durch die Provinz gewandert, hat geredet, hat gehandelt, hat Menschen geheilt... - und nun will er seinen Auftrag zu Ende bringen.

Das geht nur in der Stadt; in Jerusalem.

Große Ziele, große Veränderungen, Demonstrationen und Revolutionen entscheiden sich auf den Straßen und Plätzen – nicht irgendwo auf dem Land, in der hintersten Ecke, auf dem Acker.

Da werden sie weder gehört noch gesehen.

Wohl aber in den Metropolen: Honkong, Moskau, Peking; an berühmten Orten...

Da lassen sich Menschen bewegen. – So auch in Jerusalem.

Kurz vor dem Passafest zieht Jesus in die Stadt ein: auf einem Esel. Die Menschen jubeln – Jesus weint.

Vor Jahrhunderten haben sich mal orthodoxe Kirchenmänner darangesetzt, alle störenden Sätze aus der Bibel zu streichen. Es waren etwa 80, und der vom Weinen Jesu gehörte dazu.

Man mochte diesen Ausdruck der Hilflosigkeit Jesu nicht zulassen.

Mächtige weinen nicht. Mächtige zeigen keine Schwäche.

So auch hierzulande vor noch gar nicht allzu langer Zeit: Männer weinen nicht! Hart wie Stahl, zäh wie Leder!

(Und ihr Jugendlichen? Na, wollt ihr nicht auch lieber cool sein? Statt als Heulsusen belacht zu werden?)

Was die Mächtigen betrifft, hat sich das inzwischen etwas geändert. Es wird durchaus positiv gesehen, wenn sie Gefühle zeigen:

Als Willy Brandt in Warschau zu Ehren der Opfer des Warschauer Gettos auf die Knie ging.

Wenn ein Politiker beim großen Zapfenstreich zu Tränen gerührt ist.

Wenn ein Staatsoberhaupt den Ort eines Terroranschlags besucht und sich eine Träne aus den Augenwinkeln streicht.

Denn in den Tränen liegt eine tiefe Wahrheit. Tränen lügen nicht.

Und Jesus lässt durch seine Tränen tief in seine Seele blicken.

Jesus weint über Jerusalem – wie eine Mutter, die ihr Kind ins Verderben rennen sieht und nichts tun kann, es davon abzuhalten...

Wenn doch auch du erkennst an diesem Tag, was zum Frieden dient!, heißt es da. – So hat es Martin Luther übersetzt.

Andere Übersetzungen, die näher am griechischen Original orientiert sind, übersetzen: ***Wenn doch auch du erkennst an diesem Tag, was dir zum Frieden dient!*** Oder: ***was deinem Frieden dient.***

Jesus redet nicht allgemein vom Frieden, sondern spricht die Stadt, die Menschen direkt an.

Und damit spricht er auch von unserem Frieden.

Was dient uns zum Frieden? Was dient unserem Frieden?

Da stehen sich himmlischer Friede und Friede auf Erden genauso gegenüber wie politischer Friede und seelischer Friede.

Und doch sind jeweils beide nicht voneinander zu trennen.

Wer in seiner Seele keinen Frieden gefunden hat, kann auch keinen Frieden mit seinen Mitmenschen finden:

Da ist der alte Griesgram von nebenan mit seinem eigenen Leben nicht zufrieden und macht den Nachbarn das Leben zur Hölle...

Da leidet die Chefin unter der Last der Verantwortung, dem Stress oder einem privaten Problem und gibt es an die Mitarbeitenden weiter...

Da haben machtbesessene Politiker noch immer nicht begriffen, dass Macht und Geld allein nicht glücklich machen, und halten die ganze Welt mit ihren Drohgebärden in Atem...

Wenn doch auch du erkennst an diesem Tag, was dir zum Frieden dient! – und damit auch anderen...

Jesus weiß, was dem Frieden dient: Frieden mit Gott.

Und der Evangelist Lukas weiß das auch. Schon ganz zu Beginn seines Evangeliums spricht er davon. Bei der Geburt Jesu: *Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden...*

Und dann, als Jesus von seinen Eltern zur Beschneidung in den Tempel gebracht wird: Da erkennt der alte, gläubige Simeon, wer Jesus ist, und betet: *Herr, nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren...* - kann in Frieden sterben.

Frieden mit Gott... - und genau das fehlt der Stadt.

Jerusalem – dem Untergang geweiht.

Der Evangelist Lukas weiß auch davon. Als er sein Evangelium schreibt, ist der Tempel in Jerusalem bereits zerstört. Im Jahre 70 n.Chr. überfiel Titus, der Sohn des römischen Kaisers Vespasian, das von Rom abtrünnig gewordene Jerusalem und machte vieles dem Erdboden gleich. Kein Stein bleibt auf dem anderen. Durch die Stadt geht eine tiefe Wunde. Nur die Westmauer des Tempels bleibt stehen, wird zur Klagemauer – bis heute.

Jerusalem – der Sehnsuchtsort, wo Gott einst abwischen wird alle Tränen und auch der Tod nicht mehr sein wird.

Ort der Versöhnung und Verständigung zwischen Gott und Mensch. Bis heute rufen sich Jüdinnen und Juden beim Passafest, dem Fest, an dem sie die Befreiung aus der Sklaverei feiern, zu: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“ – In Erwartung des Friedens.

Je-ru-scha-la-jim, Stadt des Schalom, Stadt des Friedens – und doch ohne Frieden: der Tempel zum Marktplatz geworden, das Bethaus zur Räuberhöhle, heute zerrieben zwischen den drei Weltreligionen. Das macht Jesus so traurig, dass er weint. Jesus muss weinen, weil er das schreckliche Ende der Stadt vorhersieht: Krieg, Belagerung und totale Zerstörung.

Er lässt seinen Gefühlen über die Stadt freien Lauf: Trauer und Tränen, Mitgefühl und Enttäuschung, aber auch Wut und Enttäuschung, so dass er die Händler mit harten Worten aus dem Tempel vertreibt.

Dass Trauer in Wut umschlägt... - wir kennen das vielleicht.

Eine ganz normale Reaktion.

Wenn durch einen Terrorakt ein geliebter Mensch verletzt wird, bebt in mir die Wut über den Attentäter.

Wenn bei einem Zugunglück Reisende zu Schaden kommen, spüre ich eine Wut auf die Verantwortlichen, die den Maschinenschaden nicht bemerkt haben, weil an den Kontrollen gespart wurde.

Selbst in Trauerfällen kommt häufig eine Wut auf den oder die Verstorbenen auf, dass sie die Trauernden verlassen haben.

Denn dann ist der innere Frieden gestört. Und wir müssen ihn erst langsam wiederfinden...

Auch Jesu Tränen wandeln sich in Wut. Ein Zorn, der sich gegen Vertreter seines eigenen Glaubens richtet: Die Händler im Tempel, die Hohen Priester und Schriftgelehrten, die das zulassen. Die Gläubigen, die sich mit dem Kauf von Opfern auch ihren Glauben zu erkaufen hoffen.

Und ich frage mich: Was sind Jesu Tränen über uns, über unserer Kirche? Was ist sein Zorn über unsere Hohen Herren und Damen, über die Vertreterinnen und Vertreter der Kirche?

Auch da, denke ich, gibt es – neben viel Schönem – auch viel zu weinen.

Es ist zu weinen über abgedroschene Phrasen und leere Worthülsen, über starre Gewohnheiten und unflexible Abläufe, über lieblose Begegnungen und fromme Heuchelei.

Dient da Gottes Wort noch dem Frieden? Ihrem? Deinem? Meinem?

Immer wieder muss ich mich das fragen – selbstkritisch.

Es ist zu weinen darüber,

wie jahrhundertlang über das Verhältnis zum jüdischen Volk gelehrt und gepredigt wurde, wie dadurch ein solcher Hass entstanden ist, der zu einer millionenfachen Vernichtung von Jüdinnen und Juden führte, statt nach den gemeinsamen Wurzeln zu suchen, und wie das Schicksal Israels immer wieder als Strafe Gottes gesehen wurde.

Es ist zu weinen darüber, wie unsere Welt ihrem schrecklichen Ende entgegensteuert, wie allen Erkenntnissen zum Trotz kaum ein Mensch – weder im privaten Bereich noch in politischer, kirchlicher oder gesellschaftlicher Verantwortung ernsthaft bereit ist, das eigene Verhalten zu ändern und Verzicht zu üben, wie auch alle prophetischen Mahnworte in den Wind geschlagen werden.

Ja, es ist zu weinen – viel zu weinen.

Doch wo geweint wird, dort wird ja auch geliebt. Und das lässt mich hoffen; weil da noch keine Gleichgültigkeit herrscht.

Deshalb ist einzustimmen in Jesu Klage: ***Wenn doch auch du erkennst an diesem Tag, was dir zum Frieden dient!***

Liebe Gemeinde!

Als der Prophet Hesekiel berufen wurde, sprach eine Stimme zu ihm: *Du Menschenkind, du musst diese Schriftrolle, die ich dir gebe, in dich hineinessen und deinen Leib damit füllen.*

Gottes Wort muss sich ausbreiten, sich in uns ausbreiten können, damit wir ganz davon erfüllt werden, damit sich Gottes Friede in uns ausbreiten kann. – Und wir erkennen, was unserem Frieden und dem Frieden der Welt dient.

Jesus vertreibt die Händler aus dem Tempel. So wird der Tempel wieder zum Haus Gottes. Die Menschen können zur Ruhe kommen, können zu Gott beten... - und hoffentlich bei ihm ihren Frieden finden.

Jesus weint über Jerusalem.

Tränen brauchen ihre Zeit, ihren Ort. Tränen sind manchmal nötig, um das Leid hinwegzuschwemmen.

Tränen sind nie verloren. In der Bibel heißt es an einer Stelle, Gott sammle sie in einen Krug...

Und dann wächst aus ihnen Neues: Manchmal ist es eine heilsame Wut. Manchmal entsteht danach eine neue kreative Lebensfreude.

Manchmal breitet sich durch ihre reinigende Kraft innerer Frieden aus.

Liebe Gemeinde! Jesus weint.

Die Kirche, die vor vielen Jahren diesen Satz streichen wollte, hatte Angst davor, dass Gott schwach sein könnte. Und vielleicht haben auch wir manchmal Angst davor...

Aber ich glaube, gerade diese Tränen, die Jesus weint – vermutlich auch über uns – sind sein Angebot des Friedens.

Sie zeigen: Gottes Allmacht ist verletzlich. So verletzlich, wie es nur die Liebe ist.

Wenn der allmächtige Gott schwach wird, dann deshalb, weil er eine Schwäche für uns hat.

Erkennt unsere Stadt, unser Dorf, was dem Frieden dient? Erkennen wir es? – Ich hoffe es. Inständig.

Amen.

Lesung: Jes 54, 7-10

Lieder: Ps 42, 1-4

502, 1-5

761, 1-3

435

Guter Gott!

Unsicher ist es in unserer Welt:

Berge weichen und Hügel fallen hin.

Gletscher schmelzen und Deiche brechen.

Beziehungen erkalten und Freundschaften lösen sich auf.

Werte verfallen und Egoismus breitet sich aus.

Manchmal fragen wir uns vielleicht,

ob du uns verlassen hast,

ob du uns uns selbst überlassen hast.

Wir sehen und nach Frieden, Gott, in dieser oft friedlosen Welt;

nach Frieden in unseren Beziehungen,

zwischen Ländern und Religionen,

und wissen doch: auch wir suchen nicht immer den Frieden.

Und Unfrieden wohnt immer wieder auch in unsern Herzen.

Wir bringen dir unseren Unfrieden, unsere Rastlosigkeit und Unruhe.

Wir bringen vor dich den Unfrieden dieser Welt.

Wir bitten dich: Erfülle uns mit deinem Frieden,

dem Frieden, der höher ist als all unsere Vernunft,

den du uns in deiner Treue und deinem Bund zugesagt hast. Amen

Ute Schulz

Biblischer Text: 4. Mose 6, 22-27

Liebe Gemeinde,

eine kleine Umfrage. Bitte mal aufzeigen: Wer kennt Mr. Spock?

(Überblick verschaffen: wahrscheinlich die meisten)

Mr. Spock ist der Wissenschaftsoffizier des Raumschiffs Enterprise, das in etwa 200 Jahren in der Zukunft das Weltall durchstreift. Mr. Spock stammt vom Planeten Vulkan, er hat spitze Ohren und einen scharfen Verstand. Menschliche Leidenschaft ist ihm fern, er ist nüchtern und logisch, er kann fast alles, er weiß fast alles, er kennt keine Vorurteile, er würde nie etwas Böses denken oder tun. Vielleicht hat genau das Mr. Spock zum weltweiten Liebling der Serie „Raumschiff Enterprise/Star Trek“ werden lassen.

Mr. Spock wird einmal gefragt, wie man sich auf seinem Planeten Vulkan korrekt begrüßt. Und er macht es vor. So: Die Hand auf Kopfhöhe erhoben, die Handfläche nach außen. Die Finger gespreizt, aber so, dass zweiter und dritter sowie vierter und fünfter Finger zusammenbleiben. Das ist gar nicht so leicht, das muss man üben. Zu diesem Gruß mit der Hand spricht der wohlherzogene Vulkanier: „Lebe lange und in Frieden.“ Das ist nicht wörtlich übersetzt. Im Englischen Original heißt es: „Live long and prosper“. Prosper: Das Wort hat viele Bedeutungen. Erfolgreich, gedeihlich, wachsend, blühend, dauerhaft. Alles Bezeichnungen für ein gutes, gelingendes, behütetes Dasein, für ein glückliches Leben. Wir nennen es: Segen. Genauso hat Mr. Spock es gemeint. Der vulkanische Gruß heißt: Lebe lange und gesegnet.

Woher ich das weiß? Der Schauspieler von Mr. Spock hat es in seiner Autobiographie erzählt. Leonard Nimoy, ein Amerikaner aus Boston. Geboren 1931, vor wenigen Jahren ist er gestorben. Ich erzähle seine Geschichte, weil sie hierher gehört. Leonard Nimoy war Jude. Seine Eltern waren aus der Ukraine nach Amerika gezogen, fromme Leute, zuhause wurde Jiddisch gesprochen. Leonard berichtete, wie er als Kind seinen Vater in die Synagoge begleitete. Der Vorbeter trat vor den Tora-Schrein und bedeckte seinen Kopf mit dem Gebetsschal, und alle Leute in der Synagoge machten es auch so. Wer keinen Schal hatte, drehte sich um. Vater Max Nimoy sagte zu seinem Sohn: „Sieh nicht hin.“ Wie bringt man einen Zehnjährigen dazu, garantiert hinzusehen? Man sagt „Sieh nicht hin“. Natürlich sah er hin. Und er sah den Vorbeter vor die Gemeinde treten und die Hände ausbreiten - genauso wie eben beschrieben. Und dazu sagten oder sangen sie die Verse*

*Jewa'reXeXa Adonai veischme'reXa
ja'er Adonai panaw-elecha wiXu'neka
jissa Adonai panaw-elecha - weja'sem lecha scha'lom.*

בְּרַכָּה יְהוָה וְיִשְׁמְרֶךָ
יְאֵר יְהוָה פְּנֵינוּ אֱלֹהֵי וְיַחְזִקֵנוּ
יְשֹׁא יְהוָה פְּנֵינוּ אֱלֹהֵי וְיַשֵּׁם לָהּ שְׁלוֹם

Das steckt hinter dem vulkanischen Gruß. Das ist der Kern unseres Predigttextes. Ich lese in Luthers Übersetzung aus dem vierten Buch Mose, Kapitel 6, Verse 22 bis 27.

*(für Lesende, ohne Hebräisch: „22 bis 27 aus dem sechsten Kapitel des vierten Buches Mose“, die der Kern unseres Predigttextes sind:“)

Und der HERR redete mit Mose und sprach:

Sage Aaron und seinen Söhnen und sprich: So sollt ihr sagen zu den Israeliten, wenn ihr sie segnet:

Der HERR segne dich und behüte dich;

der HERR lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig;

der HERR hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.

Denn ihr sollt meinen Namen auf die Israeliten legen, dass ich sie segne.

Amen.

Liebe Gemeinde,

dieser sogenannte Aaronitische Segen aus dem vierten Buch Mose verbindet uns unmittelbar mit unseren jüdischen Geschwistern. Er wird in der Synagoge gesprochen, und er wird im Gottesdienst gesprochen; bei uns beendet er sogar den Gottesdienst, wir werden mit diesem Segen in die neue Woche entlassen.

Was ist eigentlich Segen?

Ich habe in vielen Büchern und Internetseiten nachgeschlagen, um mir das kurz und bündig erklären zu lassen. Die beste und knappste Erklärung scheint mir immer noch die von Mr. Spock alias

Leonard Nimoy:

Lebe lange und in Frieden.

Beim Segen geht es um **alles Gute** für unser Leben. Bewahrt und getragen von Gott dem Allmächtigen, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, in dessen Schöpfung wir leben. Der Aaronitische Segen erinnert uns daran, dass Gott selbst **alles Gute** für uns ist und **alles Gute** für uns will. Segen ist alles Gute. Wenn wir also jemandem alles Gute wünschen, ist das auch eine Segensformel.

Der Segen ist keine Beschwörung und kein Zauberspruch, sondern eine Erinnerung, ein Zeichen. Und genau daher kommt sein Name: Vom lateinischen Wort für Zeichen, Signum. Segen. Das hören wir Reformierten gern, denn wir mögen Zeichen. Die Taufe ist für uns ein Zeichen der Aufnahme in den Bund Gottes und seine Gemeinde. Das Abendmahl ist für uns ein Zeichen, dass wir mit Christus verbunden sind und dass er mit seinem Heiligen Geist gegenwärtig ist. Der Segen ist ein Zeichen, dass Gott unser Leben begleitet und alles Gute für uns will.

Darum ist es wichtig, dass der Segen gesprochen und gehört wird, dass wir mit dem Segen Gottes gehen und leben. Ich kann jetzt noch so schlau über den Segen reden; viel wichtiger ist, dass wir den Segen am Ende dieses Gottesdienstes hören und mitnehmen und gesegnet leben. Eine Predigt erreicht uns nicht immer. Vielleicht sind wir abgelenkt, vielleicht wird nicht schlüssig gepredigt. Das ist menschlich. Der Segen aber ist Gottes Sache. Der Segen geht direkt ins Herz, wenn wir ihn annehmen.

Wer spricht denn den Segen?

Nach unserem Bibeltext gibt Gott Mose die Anweisung, diesen Text seinem Bruder Aaron und dessen Söhnen weiterzugeben:

„Und der HERR redete mit Mose und sprach: Sage Aaron und seinen Söhnen und sprich: So sollt ihr sagen zu den Israeliten...“

Aaron und seine Söhne, das waren die Priester im alten Israel. Bis heute ist es im Judentum im orthodoxen Synagogengottesdienst so, dass nur die Nachfahren der Priester, die Cohanim, den Segen sprechen dürfen.

Und wie ist es bei uns? In der Regel sprechen den Segen diejenigen, die im Gottesdienst predigen,

also die Pastorinnen oder Pastoren. Muss aber nicht sein. Wir kennen das Priestertum aller Gläubigen, wir wissen uns alle durch die Taufe geweiht. Also: wer, wie Luther sagte, „aus der Taufe gekrochen ist“, der darf anderen zusprechen: „Der Herr segne dich und behüte dich ...“!

Wer wird gesegnet?

Der biblische Text ist ganz klar:

„Denn ihr sollt meinen Namen auf die Israeliten legen.“

Der Segen gilt dem Volk Israel. Und in der christlichen Kirche gilt der Segen so, dass wir in dem Juden Jesus von Nazareth mit Israel mitgesegnet werden. Durch Jesus sind wir in die Verheißung für Israel eingebunden. Der Segen gilt allen: dem Volk, der Gemeinde - und jedem einzelnen Menschen. Es heißt ja auch ausdrücklich: der Herr segne Dich. Nicht uns, nicht euch, sondern Dich ganz persönlich. Im Hebräischen ist dieses Du auch eine gemeinsame Anrede. Mit Du ist auch Gemeinde gemeint. Mit Du ist auch das ganze Volk gemeint. Der Segen vereinzelt nicht, sondern verbindet.

Er gilt für Einzelne und für alle.

Was genau wird da eigentlich gesprochen?

Es sind drei Verse, die aus zwei Teilen bestehen.

Im ersten Teil dieser drei Verse geht es um Gott: Es sind Bilder, die den Menschen in alter Zeit des Patriarchats völlig vertraut waren. Diese Bilder zeigen Gott als freundlichen Vater.

Der Herr segne dich: Ein Vater segnet seine Kinder. Und er sorgt sich um sie. Ein menschlicher Vater durfte in alter Zeit aber auch entscheiden, ob seine Kinder überhaupt leben dürfen: Beim ersten Blick auf das neugeborene Kind wurde entschieden: Du gehörst dazu - oder eben nicht. Bei Gott steht das außer Frage.

Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir: Gott leuchtet über jeden und jede von uns: Gottes leuchtendes Angesicht über uns heißt: Wir sind geliebte Kinder Gottes.

Der Herr hebe sein Angesicht über dich: Gott wendet sich dir zu, er beachtet dich, er hat dich im Blick. Du bist keine Nebenfigur, du spielst eine Hauptrolle.

Im zweiten Teil dieser drei Verse geht es um die, die den Segen empfangen: „**Er behüte dich**“ - hier geht es um unser ganz persönliches Leben. Gott behütet es: Das sollen wir erkennen und dankbar sein.

„**Er Sei dir gnädig**“ - hier geht es um unsere Schuld. Wir können uns nicht aus eigener Kraft aus allen Verstrickungen lösen. Wir sind auf Gottes Gnade angewiesen.

„**Er gebe dir Frieden**“ - hier geht es um unseren Glauben. Wenn wir erkennen, dass der gnädige Gott unser Leben behütet, erleben wir Frieden. Und an diesem inneren und äußeren Frieden erkennen wir den Segen.

Wer segnet?

Auch das beantwortet unser Bibeltext. Aaron und seine Söhne bekommen den Auftrag, den Segen zu sprechen. Aber Gott selbst ist es, der segnet.

„Denn ihr sollt meinen Namen auf die Israeliten legen, dass **ich** sie segne.“

Gott wirkt den Segen. Er gilt allen und er gilt ohne Bedingungen, er gilt für das ganze Leben in unserer Zeit und für immer. Der Segen gilt. Wenn er zugesprochen und empfangen wird und bekräftigt durch das „Amen“, dann muss er nicht mehr ergänzt werden. Darum wird er im Gottesdienst ganz am Schluss gesprochen.

Segen verbindet. Er verbindet alle, die gesegnet werden, und alle, die den Segen aussprechen, mit Gott, der den Segen wirkt. Alle Menschen, ob jüdisch oder christlich, die sich von diesem Segen gehalten wissen, stehen ebenfalls in enger Beziehung. Weil wir zu Jesus gehören, haben wir sicher einen etwas anderen Blick auf den aaronitischen Segen als unsere jüdischen Geschwister. Denn Gottes leuchtendes, gnädiges Angesicht, das ist für uns Jesus selbst. Aber genau diese Verbindung zu Jesus ist es ja, die uns in den Aaronitischen Segen ausdrücklich einschließt.

Segen führt zum Ursprung unseres Glaubens. Das Wort taucht auf der ersten Seite der Bibel zum ersten Mal auf, im ersten Kapitel der Schöpfungsgeschichte. Wisst ihr, was das erste ist, was Gott in der Bibel segnet? Das ist kein Witz: Seeungeheuer. Das könnt ihr gerne Zuhause nachschlagen: I. Mose 1, 21 und 22. Gott segnet erst alle Wassertiere und Vögel, dann erschafft und segnet er die Menschen. Und zwar mit dem jeweils gleichen Spruch: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Gottes Segen gilt also der gesamten Schöpfung, nicht nur den Menschen, nicht nur einer Religion und schon gar nicht nur einer Konfession.

Segen führt auch zum Ursprung unserer Glaubensgeschichte: Das älteste Zeugnis eines Bibeltextes sind zwei Streifen Silberfolie, die vor einigen Jahren in der Nähe von Jerusalem gefunden wurden, und die wahrscheinlich aus dem 7. Jahrhundert vor Christus stammen. In dieses Silber ist welcher Spruch eingeritzt? Genau. „Der Herr segne dich und behüte dich.“

Und dieser Segen spielt auch in der Zukunft eine Rolle. Ich erwarte nicht, dass in 200 Jahren wirklich ein Vulkanier namens Mr. Spock durch die Galaxis braust. Aber ich sehe: Leonard Nimoy hat mit seiner Entscheidung, den Aaronitischen Segen bei „Raumschiff Enterprise“ einzuführen, Millionen Menschen erreicht, die von jüdischen oder christlichen Gottesdiensten nicht erreicht worden wären. Das finde ich vorbildlich. Denn das wichtigste am Segen ist, das wir ihn hören, das wir ihn bewahren, dass wir ihn weitergeben. Darin liegt wahrer Segen.

Amen.

Lukas Speckmann

Biblischer Text: Ester 1

Liebe Gemeinde! *Text später lesen!*

Genau 66 Bücher beinhaltet die Bibel, Altes und Neues Testament. Doch nur zwei davon sind ausdrücklich Frauen gewidmet und tragen ihren Namen: das Buch Ruth – vielen bekannt durch den beliebten Trauspruch: *Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott...* und das Buch Ester – ich vermute, nur wenigen bekannt. Das Buch Ester ist entstanden in einer Zeit, als das jüdische Volk unter hellenistischer Regierung heftigen Verfolgungen ausgesetzt war. Kaum jemand wagt es noch, seinen Glauben öffentlich zu leben, zu beten und den Gottesdienst zu besuchen. Niemand traut sich, den Mund aufzumachen gegen die Machthaber, sich zu wehren gegen die Bevormundung in Sachen Glauben. Nur die ganz Mutigen lassen sich nicht abschrecken und klein machen. So ist das unter diktatorischen Herrschern: *(Beispiele evtl. aktualisieren)* Wer als Journalistin oder Journalist in der Türkei Kritik am Führungsstil Erdogan übt, wird inhaftiert. Wer bei Wahlen in Russland eine Oppositionspartei auf die Liste bringen will, landet im Gewahrsam. Wer sich unter Hitler vor Jüdinnen und Juden stellte, wurde gleich mit ins KZ gebracht.

Doch Gott sei es gedankt, gab und gibt es immer wieder trotzdem Menschen, die sich nicht mundtot machen lassen, die Wege finden, ihre kritische Meinung zu äußern.

Eines der beliebten Mittel dabei ist es, zu schreiben. Geschichten zu schreiben: Lieder, Gedichte, Gleichnisse und Parabeln, in denen versteckte oder verschlüsselte Kritik zu lesen ist.

Aber sie wollen mehr, als Kritik üben.

Sie wollen ein Beispiel geben für mutigen Widerstand, und sie wollen vor allem unterdrückten Volk Mut machen, durchzuhalten und nicht aufzugeben.

Und so entstand die Geschichte von Ester – vordatiert in eine andere Zeit, die der persischen Regierung.

Ich lese aus dem Buch **Ester 1**:– Auch wenn Ester selbst in diesem ersten Kapitel noch gar nicht vorkommt, so zeigt es doch sehr deutlich die Umstände der damaligen Zeit. *TEXT*

Liebe Gemeinde!

Der König demonstriert seine Macht, indem er ein großes Fest gibt und sich damit als Herr über Raum und Zeit zeigt: Die Hauptstadt im Zentrum des Landes, und mitten in ihr der Palast, als wäre der König der Nabel der Welt... Ein Fest von 180 Tagen – ein halbes Jahr lang, wie es sich nur die Herrschenden leisten können, die sich ihren Lebensunterhalt nicht mit ihre Hände Arbeit verdienen müssen. Und so bleibt man dann auch unter seinesgleichen...

Kommt ihnen / kommt euch das bekannt vor?

Die Schönen und die Reichen, die bleiben unter sich.

Machtdemonstrationen.

Ich denke an die von Glanz und Glitter überzogen Filmfestspiele in Cannes, Venedig oder Berlin, bei denen die Prominenz auf rotem Teppich und mit festlicher Abendrobe sich selbst zelebriert und darstellt...

Ich denke an die bombastischen Militärparaden in Russland, China und Nordkorea... an die prunkvollen Nationalfeiertage der USA, mit denen der Präsident seinem Ausspruch „America first“ Ausdruck verleihen will... an die großen Siege von Sportlern und Sportlerinnen, die sich oft auf den Balkonen ihrer Marktplätze feiern lassen...

Ich denke aber auch an Menschen von nebenan, die ihr Ansehen, ihre Macht nach außen zeigen müssen: mein Haus, mein Auto, mein Pool... Und manchmal habe ich den Eindruck, diese Machtdemonstrationen werden besonders dann aufgeföhren, wenn die Macht zu bröckeln beginnt...

Deshalb: Nach 180 Tagen Fest für die oberen Zehntausend, dann noch ein Volksfest im Garten des Palastes.

Was mir aufgefallen ist, liebe Gemeinde: Dieses Fest wird viel ausführlicher beschrieben als das erste Fest. Dabei dauert es nur sieben Tage. Verschwindend wenig im Vergleich zum Fest der Oberen.

Die gesamte Ausschmückung wird genannt: von den bunten Tüchern und Schnüren über silbernes und marmornes Inventar bis hin zum vielfachen kostbaren Geschirr... reichlich Essen und Trinken.

Jeder Wunsch wird erfüllt. Keine Vorschriften.

Da frage ich mich doch: Warum wird das alles so betont? Das kann doch nicht ganz uneigennützig sein, oder?

Man muss ja zeigen, was man hat... - so sehen die Menschen die ganze Pracht und Macht. Denn nur wer etwa vorzeigen kann, wird anerkannt als jemand, der es zu etwas gebracht hat.

Aber: Man muss auch zeigen, dass man das Volk nicht vergessen hat... Und so zeigt man sich volksnah, will sich beliebt machen und Toleranz üben..... und sich damit die Loyalität des Volkes sichern, damit die Macht eben nicht weiter bröckelt, sondern erhalten bleibt. So König Ahasveros; und so vielfach die Regierenden, wenn sie vor den Wahlen ihre Steuergeschenke versprechen oder vor einem wichtigen politischen Gipfeltreffen einen Gefangenen wieder freilassen oder aus politischem Anlass einen Staatsakt feiern, dazu Gäste einladen, die Tore fürs gemeine Volk öffnen.

Selbst die Frauen – oh Wunder in damaliger Zeit – werden nicht vergessen. ***Und die Königin Washti machte auch ein Festmahl für die Frauen im königlichen Palast...***

Das war mit Sicherheit nicht ihre eigene Entscheidung. Und auch

nicht weiter erwähnenswert. Mit einem einzigen Vers ist dieses Fest abgetan. Wen interessiert schon, was die Frauen machen?!

Die Macht ist ans Geschlecht gebunden – ans männliche Geschlecht. Heute vielleicht nicht mehr ganz so sehr wie zu biblischen Zeiten. Immerhin steht in unserem Grundgesetz, dass Männer und Frauen gleichberechtigt sind. So die Theorie.

Die Praxis sieht anders aus – auch in Deutschland. Noch immer. In anderen Ländern erst recht. Noch immer ist es nicht normal, dass Frauen ein Land regieren. Und in der EU ist Ursula von der Leyen die erste Frau an der Spitze. In der Finanzwelt war / ist es Christine Lagarde. In der katholischen Kirche, aber auch in vielen anderen Ländern in der evangelischen, sind Frauen noch immer nicht im Pfarramt zugelassen – geschweigen denn, dass sie eine Kirche sogar leiten. Und die männliche Macht zeigt sich auch in den vielen Diskriminierungen und sexuellen Übergriffen gegenüber Frauen landes- und weltweit, allen Ländern voran in Indien.

Immerhin: auch die Frauen feiern, – wie damals üblich – für sich. Und dann, am Höhepunkt des Festes, am letzten Tag – da soll auch der Höhepunkt des Festes kommen.

Schon etwas angetrunken will der König seine schöne Frau, die Königin Washti mit aufgesetzter Krone präsentieren, als wäre sie sein kostbarstes Schmuckstück neben vielen anderen.

Aber die Königin Washti wollte nicht kommen.

Hoppla, ganz schön mutig.

Aber dass sie nicht kommen will, entspricht eigentlich der Sitte. Es galt eine strenge Geschlechtertrennung, nicht nur bei Festen – aber da eben besonders. Nur Tänzerinnen und Prostituierte waren auf den Festen bei den Männern zugelassen. Und zu denen zählt die Königin ganz bestimmt nicht.

Will sie also ihre Würde wahren? Oder will sie sich nicht für die Machtdemonstrationen ihres Mannes missbrauchen lassen? Weigert sie sich, sich politisch und privat vereinnahmen zu lassen? Will sie ihre Eigenständigkeit wahren? Steht sie nicht hinter ihrem Mann?

Will sie ihr gar bloßstellen? – Wir wissen es nicht.

Warum Washti nicht kommen will, wird nicht gesagt.

Aber ich finde ihr Verhalten mutig.

Dass eine Frau sich in damaliger Zeit so deutlich gegen die Anweisung des Mannes positioniert, das ist schon auffällig – und dann auch noch gegenüber dem König.

Washti setzt damit ein deutliches Zeichen.

So wie die Fußballerinnen aus den USA bei der Frauen-WM im Sommer. Als sie den WM-Titel gewonnen haben, werden sie vom Präsidenten eingeladen. Aber sie schlagen die Einladung ins Weiße Haus zu Donald Trump aus; lehnen sie ab, weil sie seine Politik der Vormachtstellung Amerikas nicht unterstützen.

Ich denke auch an die Frauen in Argentinien, die Woche für Woche in schwarzer Kleidung auf die Straße gegangen sind, um öffentlich über ihre toten Söhne zu trauern, die einem sinnlosen Krieg zum Opfer gefallen sind.

(Ggf. ein Beispiel aus der eigenen Umgebung finden Ich denke an die Möllenbecker Frauen, die nach der Auflösung der Pfarrstelle im Jahr 1810 eine Eingabe bei der oberen Landeskirche gemacht haben, dass die Pfarrstelle wieder besetzt werden müsse. Denn durch den Wegfall der Pfarrstelle gingen nur die Männer nach Rinteln in den Gottesdienst. Die Frauen blieben zu Hause und sollten das Essen kochen. Beim Essen sollten die Männer den Frauen dann die Predigt nahebringen. Doch das ist gründlich schief gegangen. Denn die Herren ließen sich auf dem Rückweg Zeit und kehrten in der einen oder anderen Kneipe an und kamen dann oft nicht mehr ganz nüchtern verspätet zu Hause an. Das haben sich die Frauen nicht gefallen lassen, sich zusammengeschlossen und eben diesen Antrag gestellt. Und sie hatten Erfolg.

Frauen, die ein Zeichen setzen gegen das Machtgehabe; die das einfach nicht mitmachen... - vielleicht macht das ja Schule...?

Doch erst einmal stößt die Weigerung Waschtis auf Widerstand. Der König wird wütend. Er fühlt sich in seiner Ehre und Eitelkeit gekränkt. Wieder einmal zieht er seine Berater zur Hilfe.

Und die ziehen die Kreise noch weiter. Denn sie fürchten nicht nur um die Macht des Königs, sondern auch um ihre eigene Macht. Die Weigerung Waschtis ist nicht nur ein privates Problem. Sie wird als Angriff auf den gesamten Herrschaftsapparat gesehen. Der weibliche Widerstand gefährdet die gesamte Staatsmacht. Wenn sich herumspricht, was sie getan hat... Und wenn das dann tatsächlich Schule macht... ... Dann wackelt nicht nur die Macht des Königs, sondern die Macht der Männer insgesamt. Und deshalb muss ein Exempel statuiert werden, ein abschreckendes Beispiel: Washti wird abgesetzt, wird verstoßen. Eine Frau muss gehen, damit alle Frauen ihren Männern untertan bleiben. Im Grunde ist es doch lächerlich, dass an der einfachen Weigerung einer einzelnen Frau die ganze aufgeblasene Macht hängt... - und doch: Eine reichsweite Verordnung wird erlassen, in der steht, dass die Männer im Haus das Sagen haben. Was den Herrschenden nicht passt, dagegen gehen sie an. Und **wer** den Herrschenden nicht passt, muss den Stuhl räumen. So bis heute, wenn ein Minister, eine Fraktionsvorsitzende oder ein Pressesprecher unbequem wird oder seine bzw. ihre Ansichten dem Regierungschef nicht gefallen...

Dann werden sie entlassen, versetzt oder weggelobt, so dass sie niemandem mehr in die Quere kommen.

Liebe Gemeinde!

Das Buch Ester ist ein Protestbuch gegen sexistische und totalitäre Strukturen. Ein Buch, von dem wir lernen können: den Kreislauf der Macht durchbrechen, Strukturen verändern, miteinander statt gegeneinander leben, mutig aufstehen gegen Unrecht.

Amen.

Lesung: Mt 18, 1-5

Lieder: Ps 97 B, 1-4

452, 1-2+4-5

675, 1-4

Nr. 79, 1-4: Wo ein Mensch Vertrauen gibt

Guter Gott!

Groß oder klein; erfolgreich oder gescheitert...

Bei dir werden unsere Werte auf den Kopf gestellt.

Was ist der Welt klein und wenig angesehen ist,
hat bei dir schon längst sein Ansehen erhalten.

Denn du siehst uns an – so wie wir sind.

Du siehst uns an mit den Augen der Liebe.

Du siehst nicht Macht und Einfluss, Geld und Erfolg.

Du siehst das Herz:
unser Wollen und doch oft nicht Können,
unsere Sehnsucht nach Nähe,
in der wir uns doch immer wieder verrennen,
falschen Zielen, falschen Werten nachlaufen.
Du siehst unsere vergeblichen Versuche,
unsere kleinen Anfänge.
Du siehst auch, was dahinter steht:
die Suche nach einer besseren Welt.
Deshalb bitten wir dich:
Lass uns nicht weiter suchen und sehen,
sondern suche du uns – da wo wir sind,
da wo wir dich brauchen. – Heute.
Amen.

Gerechter Gott,
Macht und Einfluss beherrschen die Welt, Gewalt und Hass.
Lass es nicht zu.
Wir bitten dich für alle, die in verantwortungsvollen Posten sitzen,
dass sie ihre Macht nicht um der Macht willen,
sondern zum Wohle der Menschen einsetzen.
Lass nicht zu, dass rechtsgerichtet Politik unser Land bestimmt
mit ihren ausgrenzenden und überheblichen Parolen,
die Angst schüren und verbreiten wollen.

Hilf, dass immer mehr Menschen mutig dagegen aufstehen.
Wir bitten dich für all die Ländern,
in denen die Regierungen unstabil sind,
wo sich die unterschiedlichen Parteien und Gruppen gegenseitig be-
kämpfen, statt miteinander der Stadt Bestes zu suchen.
Wir bitten für alle, die abgehängt sind in dem System der Macht,
die nicht mithalten können
im Konkurrenzkampf um Ansehen und Erfolg.
Gib, dass sie nicht resigniert den Kopf in den Sand stecken,
sondern sich bei dir aufgerichtet wissen.
Stärke sie, damit sie erhobenen Hauptes durch Leben gehen können.
Wir bitten für alle Angesehenen und Geachteten,
die Erfolg und Reichtum um sich sammeln.
Gib, dass sie nicht auf andere herabschauen,
sondern ihr Ansehen mit anderen teilen und sie dadurch erheben.
In der Stille...
Gemeinsam...

Ute Schultz

Biblicher Text: Matth. 15, 21 ff (Erntedank) – „Es ist genug für alle da“

Liebe Gemeinde,

„Es ist genug für alle da!“ - das ist das Evangelium für den heutigen Erntedanktag.

Es ist genug für alle da! - dieser Slogan prangte vor einigen Jahren auf dem „Brot für die Welt“-Plakat, um darauf aufmerksam zu machen, dass Nahrung und Rohstoffe, Wohnung und teilhabe auf usnerer Erde viel zu ungerecht verteilt snd.

„Es ist genug für alle da“ - darauf laufen zwei wunderbare biblische Geschichten hinaus, die dicht beieinander im Matthäus-Ev. stehen und fast identisch sind: Zweimal wird die berühmte Geschichte der Speisung von vielen tausend Menschen erzählt, mal sind es 4000 und dann wieder 5000, seltsam. Und zwischen diesen beiden Erzählungen, in denen zweimal so viele Menschen satt werden, steht unser heutiges Predigtwort. Es könnte darum ebenfalls diese Überschrift erhalten „Es ist genug für alle da!“, obwohl ich selber das so jetzt auch erst empfunden habe in dieser Zusammenschau. Ich habe diese schöne Wundergeschichte schon einige Mal gepredigt – immer unter anderem Blickwinkel als diesem heute. Aber hört selbst, was *Matthäus im 15. Kapitel, Vv21 – 28* für uns aufgeschrieben hat: „.....“

Was für eine Frau, liebe Erntedank-Gemeinde, eine, die man gerne kennenlernen möchte, weil sie so enorm taff daher kommt. Ihr Engagemant beeindruckt mich – alles zu tun, was ihre Tochter wieder gesund werden lassen könnte: Keine Mühe scheuen, sich sogar lächerlich machen, in aller Öffentlichkeit. Hartnäckig das Ziel verfolgen, dabei keine Scheu zu haben, sich klein zu machen, nicht aufzugeben, trotz gröbster Abweisung!

In Israel lebten ja seit der Eroberung des Landes die Juden mit den angestammten Kanaa-näern zusammen, viele Jahrhunderte lang. Doch war man sehr verschieden, lebte nicht miteinander, sondern nebeneinander her, mit unterschiedlichen Religionen und Gotesbildern. Man beäugte sich, war neidisch aufeinander, vertrug sich an manchen Orten und Zeiten, dann wieder nicht und war sich spinnefeind.

Und so erklärt sich hier auch die Schärfe des Konflikts: Auf der einen Seite Jesus, der Sohn Israels,, Gottes Zeichen für die bleibende Treue Gottes zu seine erwählten Volk. Und gegenüber diese bettelnde Frau aus der Region, die man meistens als heidnisch bezeichnete.

Wie reagiert Jesus? Nun ja, eigentlich wie eine deutsche Behörde, wie ein Angestellter vom Ausländeramt oder dem Sozialamt. Motto: **Prüft erstmal die Zuständigkeit!**

Also: Bin ich für diesen Fall zuständig, geht er mich an? Oder kann ich auf andere verweisen, diese Frage von mir abschieben?

„*Es ist alles geregelt!*“ erfahren wir, wenn wir uns erkundigen, was mit den vielen Flüchtlingen geschieht, die zu uns nach Europa kommen, in unser Land, in unser Dorf. Und dann erleben wir, dass die Anforderungen der Realität nicht mit den Regelungen und Zuständigkeiten übereinstimmen... Was kümmert es jemanden, der ein Jahr lang die weite Reise aus dem Orient über verschlungene Wege mit Hilfe von teuren Schlepperbanden zu uns auf sich genommen hat, ob er sich bei uns legal oder illegal bewegt?

Was hilft es Menschen, die aus zerbombten Siedlungen geflohen sind, mit nichts als dem nackten Leben, mit traumatisierten Kleinkindern bei sich, die alle Erstaunliches geleistet haben im Überlebenskampf, wenn man sie hier behandelt wie ungelernete Arbeiter, nicht beachtet und sie zu viel zu langer Untätigkeit zwingt?

Jesus hier in der Geschichte – nicht zuständig: „*Ich bin nur für die verlorenen Schafe es Hauses Israel zuständig!*“

Also im Klartext: „Für mehr reicht meine Kraft und mein Auftrag eben nicht! Das ist genug!“

Jesus argumentiert dann kaufmännisch, nach dem Prinzip „Verlust und Gewinn“: „*Es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen!*“

Schock – so eine Beleidigung. Angst und Sorge dahinter: Es ist nicht genug da für alle!

Das Boot ist schon längst voll, ihr müsst draußen bleiben!

Wir sind die Auserwählten, ihr nicht!

Aber Jesus hat nicht mit der Schlagfertigkeit der Frau gerechnet. Sie widerspricht nicht – sie stimmt ja im Grunde zu – das entwaffnet. Taktisch klug meldet sie sich zu Wort und greift das beleidigende Bild auf: „*Die Hunde fressen ja ohnehin von den Brotkrümeln, die vom Tisch ihrer Herren runterfallen!*“ Wow, toll gekontert, liebe um Heilung kämpfende Frau aus dem Heidenland.

Ja, sagt sie damit: Es ist genug für alle da! Genug für die Kinder. Genug für die Hunde. Kein Grund zum Neid, kein Grund, sich abzuschotten und Grenzzäune zu ziehen, weder gedankliche Zäune in den Köpfen noch ganz reale Stacheldrahtzäune an den Grenzen.

Nein, überhaupt keine Notwendigkeit, nicht zuständig zu sein!

Deutschland ist reich, sehr reich und hat genug; es reicht für alle, die da sind und die noch kommen werden. Unsere Scheunen sind voll - nicht zum Horten für eine sorgenfreie Zukunft, sondern zum Gebrauch und Verbrauch!

Matthäus hat hier im Konflikt um das Exklusivrecht Israels Gott gegenüber eine sehr wesentliche Erkenntnis weitergegeben:

Gottes Treue gilt natürlich seinem Volk Israel. Aber sie gilt darüber hinaus auch der Völkerwelt drumherum. Die Juden sind und bleiben Gottes Kinder, in ganz spezieller Weise. Aber die Kanaan-Frau erweitert den Horizont Jesu so:

„Jesus, begreife es doch: Es ist genug für alle da - Gottes Heil kennt keine Grenzen; warum auch, wo Gott doch selber grenzenlos ist!“

Die Fülle des Heils kann Israel sättigen und darüberhinaus auch für die Heiden reichen. Die Treue Gottes zu seinem Volk schließt sein Heilshandeln an den Menschen aus allen Völkern nicht aus! Welch eine Weite, Welch eine Glaubenszumutung und Glaubensverheißung!

Und damit heute neben der geistlichen Sättigung auch die leiblich-symbolische Sättigung im anschließenden Abendmahl ausreicht, hat uns das Brot dazu Ramsia Kalaf Kahlil aus dem Irak gebacken, die mit ihrer Familie seit vielen Monaten unter uns lebt, als durch die IS vertriebene Angehörige der Jesiden, die jetzt alle ihre kurdische Heimat verlassen werden...

Sie gehören nun in unsere Welt hinein, ganz fest, sie *bereichern* uns und *für alle reicht es* auch bei uns im Land: Ja und zusätzlich: Dieses Brot schmeckt sehr sehr lecker...

Falls uns das nicht einleuchtend ist, verweise ich auf der **Beispiel der Liebe**: Da verlieben sich zwei ineinander und oft führt diese Liebe zum Traualtar – beide Partner gehen davon aus, dass ihnen ihre Liebe genug ist bis zum Ende und solange reicht. Und dann stellt sich ein Kind ein, die natürliche Frucht der Liebe.

Und plötzlich hat die eheliche Liebe Kraft, auch noch dieses Kind mit hineinzunehmen in ihren Bund – ohne, dass es weniger wird. Und kommen weitere Kinder hinzu, dann schafft die Liebe dieses erstaunliche Wunder, alle Kinder mitzulieben, ohne weniger zu werden. Vielleicht wird das Geld weniger und der Luxus und man muss mehr teilen untereinander – aber die Liebe hat die Kraft, genug für alle zu geben

. Weil sie nicht zuerst nach Zuständigkeiten fragt, sondern agiert und loslegt und einfach vereinnahmt.

Ja, die Fülle des Heils kann Israel sättigen und – so lernt es Jesus hier – darüberhinaus auch für die Heiden reichen, und für noch mehr! *„Lobt Gott, den Herrn, ihr Heiden all... dass er euch auch erwählet hat und mitgeteilet seine Gnad in Christus seinem Sohne...“*, so werden wir es gleich singen nach altem Text und alter Melodie.

Und das ist das, was Jesus GLAUBEN nennt: das Vertrauen darauf, dass Gottes Heil **keine Grenzen**

kennt. Der schlagfertigen und hertnäckig kämpfenden Frau antwortet Jesus hier:

„Dein Glaube ist groß!“

Ja, es ist genug für alle da – Brot und Heil und Heilung. **Satt werden an Leib und Seele!**

Geheilt von den Dämonen, die uns umgeben und mit denen wir so gern auf Schmusekurs gehen.

Dämonen, die uns einflüstern, dass wir alle zu kurz kommen, solange wir nicht mit den Ellenbogen um uns stoßen. Dämonen, die zu Abschottung und Wegsehen auffordern. Dämonen, die jene falsche Fährten legen, es gäbe hier

Anlass zu Neid und Konkurrenz.

Ein evgl. Bischof sagte letzgens: *„Die Tatsache, dass so viele Flüchtlinge zu uns kommen, ist ein Zeichen, dass wir eine starke und attraktive Gesellschaft sind. Ein schlechter Ratgeber ist Angst. Man muss keine Angst davor haben, dass eine Gesellschaft sich weiter entwickelt. Vom chr. Glauben aus ist uns so viel gegeben, was uns zuversichtlich sein lässt – nicht nur das Erntedankfest gegen alles Zersorgen. Schon das Wort „Vertraut auf Gottes Geist“ regt an, kraftvoll, liebevoll und besonnen zu handeln. Besonnen zu sein heißt für mich, dass man die Dinge, die man macht, klug miteinander tut.“*

(KP V. Jung)

Wir können von der Klugkeit dieser kanaanäischen Frau lernen, die sich entwaffnend offen für ihre kranke Tochter einsetzt. Wir können von der Klugkeit des Evangelisten Matthäus lernen, der diese Geschichte ganz bewusst zwischen jene beiden Speisewunder gesetzt hat, die wie ein Erntedankfest erlebt werden:

Ob nun 4000 oder ob gar 5000 oder ob nur ein einziges Mädchen: Es ist genug für alle da! Amen.

„Dein Wort, o Gott, sei unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf allen Wegen. Amen.“

(Joachim Korporal)

Biblischer Text: Markus 4, 30 – 32 / Jeremia 17, 7 + 8

„Bäume pflanzen und Wasser ernten“

„Segen soll über alle kommen, die allein auf Gott den Herrn vertrauen: Sie sind wie Bäume, die am Wasser stehen und ihre Wurzeln zum Bach ausstrecken. Sie fürchten nicht die glühende Hitze, ihr Laub bleibt frisch und grün. Selbst wenn der Regen ausbleibt, leiden sie keine Not. Nie hören sie auf, Frucht zu tragen!“

Liebe Gemeinde,

Bäume können ohne Wasser nicht leben. Aber ohne Bäume gibt es in vielen Gegenden der Welt auch nicht genug Wasser! Das ist und bleibt ein untrennbarer Zusammenhang, den wir uns hier im oft nassen und grünen, immer noch gut bewaldeten Mitteleuropa anders kaum vorstellen können, geschweige denn bewusst machen.

Der Prophet Jeremia in seiner Verheißung damals und Jesus in seinem Reich-Gottes-Gleichnis wissen davon und beziehen dieses Thema immer auch auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch und Mensch zu Gott.

„Bäume pflanzen und Wasser ernten“ - das klingt zunächst seltsam oder gar esoterisch...

Aber Bäume als die größten Pflanzen können über die Wurzeln enorm viel Wasser im Boden und auch in sich selbst speichern. Sie geben Wasser über die Blätter an die Umgebung ab mittels Verdunstung und beeinflussen somit das Mikroklima in starkem Maß.

Ein Baum ist eben mehr als nur ein Baum. Er steht für Lebensfülle, für Fruchtbarkeit, für Heilung. Ein Baum ist ein Symbol für Hoffnung, für Hoffnung über den Tag hinaus, über eine bestimmte Situation hinaus, denn: So wie er **in den Himmel wächst** und sich dem Licht zuwendet, so ist er ein Vorbild für unsere eigene Existenz, für unser Leben und Glauben, für Hoffen und Streben, für Warten und Wirken.

Darum passt es gut, wenn Jesus das kommende und angebrochene Reich Gottes mit einem Baum vergleicht, mit einem Baumstrauch wie dem Senfbaum: Aus aller kleinstem Samen wächst schnell ein starker Busch heran, der so dicke Äste hat, dass Vögel darin nisten können. Aus kleinen unscheinbaren Anfängen jeder Idee – und seien es die *Nachhaltigkeitsidee* oder der *Kampf für mehr Klimagerechtigkeit* in der Welt – wächst manchmal still und unbemerkt etwas Großes heran. Und plötzlich hat der Baum Früchte und Samen und die gute Idee verbreitet sich schneller als gedacht in alle Himmels-richtungen. Bei allem Jammern über zu wenig Erfolge oder zu langsame Fortschritte sollte man dieses Fundament nicht verkennen: Kraft und Erfolg steckt in jedem Samen, der dann zum Baum heranreift; und Kraft und Erfolg wird sich auch im Ausbreiten der Gottesreichidee Jesu Christi erweisen.

Am Erntedankfest haben wir auch Grund dafür zu danken, dass trotz aller Widerstände und Austritte, trotz Desinteresse oder Verfolgung dieses Gottesreich nach Jesu Vorgabe immer noch wächst und Menschen begeistert und manchmal regelrecht umkrempt.

Mit der Erschaffung der Welt hat uns dieser Gott auch die Bäume geschenkt, von denen wir unser Überleben sowie die uns alle stärkende Gemeinschaft kennenlernen und übernehmen können. Jeremia und die Psalmen singen ein Loblied auf einen starken Baum, der nahe am Wasser steht. So ein Baum hat es unendlich gut, weil er seine Wurzeln immer in der Nähe des Wassers hat. So kann er gedeihen, auch wenn's einmal richtig heiß und staubtrocken ist. Trotzdem kann solch ein Baum dann genügend und schmackhafte Früchte hervorbringen.

Und: So ein Mensch hat es gut, wenn er bei Gott verwurzelt ist, wenn er in einer tiefen Verbindung zu Gott steht. Der findet die Kraft, die er braucht zum Leben.

Auch wenn es einmal heiß hergeht, wenn es Schwierigkeiten gibt, wenn nicht alles glatt läuft. Die Verbindung zu Gott – die bleibt. Ja, ein Mensch, der auf Gott vertraut, ist wie solch eine Baum am Wasserbach.

Es ist so: Ein Baum weist über sich selbst hinaus. Er wächst zum Himmel, er strebt zum Himmel hinauf. Als ob er wüsste, dass es mehr gibt als den Boden, in dem er wurzelt. Dass es Größeres gibt als den Platz, an dem er nun mal steht oder gepflanzt wurde und den er so ohne weiteres nicht verlassen kann und wird.

Auch wir stehen oft sehr fest an unseren Orten und Plätzen, mit Familie und Beruf, aus Gründen von Heimat oder einfach aus Bequemlichkeit. Das ist nicht verwerflich. Wir können uns aber ausdehnen, den Blick nach oben nicht verlieren und himmelan streben, dorthin, von wo uns Gott entgegenkommt.

Geerdet mit verzweigtem Wurzelwerk, ausgerüstet mit starkem Geäst und dann nach oben zum göttlichen Himmel geöffnet, erwartungsvoll und zuversichtlich. Den Glauben von oben empfangen und neben mir weitergeben und so das Leben – mein und dein Leben - gut bewässern. Ja, es stimmt: Baum und Mensch sind vergleichbar. **Baum und Mensch weisen beide über sich selbst hinaus.** In ihrer Wachsrichtung nach oben zeigen sie's an:

Wir gehören zu Gott als je eines seiner Schöpfungswerke mit ganz besonderem Auftrag.

„Auch wenn morgen die Welt untergeht, würde ich heute noch einen Apfelbaum pflanzen“ - wer soll's gesagt haben? Natürlich, Martin Luther:

Heute noch Kraft einsetzen, Zeit oder auch Geld – damit morgen noch etwas geerntet werden kann.

Nicht mal unbedingt von mir. Aber von anderen, nach mir, die es brauchen.

Kraft einsetzen, Zeit und Geld. Bäume pflanzen – damit Menschen Hoffnung erhalten für ihr Leben. Damit das Wasser im Boden gehalten wird. Damit es verdunstet und in die Lüfte und in den Himmel steigt. Damit es die Erde befeuchtet und alles wachsen lässt. Damit schlussendlich geerntet werden kann - Gott sei Dank, immer wieder und immer weiter geerntet werden kann und soll. Damit das Klima sich verbessert und unsere Nachgeborenen und alle Lebewesen auf dieser Erde noch eine Zukunft und Perspektive haben! Darum verschenken wir in der Gemeinde zu Taufen eine Baum-Urkunde, die besagt, dass der gerade getaufte Mensch nun in den Besitz von 10 Bäumen kommt - sie werden an solchen Orten der Welt gepflanzt, wo es dringend nötig ist, um Wasser zu ernten und Klima zu retten.

Bäume pflanzen und Wasser ernten! Menschen stärken und Liebe ernten!
So sind wir auf einem guten, sehr guten Weg in eine bessere Welt! Amen.

*„Dein gutes Wort, o Gott, sei unseres Fuße Leuchte
und ein Licht auf allen unseren oft so krummen Wegen.
Amen.“*

Joachim Korporal

Biblischer Text: Jesaja 38

Liebe Gemeinde, manchmal gibt es Bibeltexte, die begegnen mir so, als ob ich sie zum ersten Mal lesen würde. Mir ging es neulich so mit einem Text. Ich habe ihn, in einem ganz anderen Zusammenhang gelesen, und er hat mich nicht losgelassen. Weil er in keiner Perikopenordnung als Predigttext auftaucht, deshalb habe ich beschlossen, ihn heute und hier zu predigen. Er steht Jes. 38, ich lese die Verse in meiner eigenen Übersetzung.

Liebe Gemeinde, da blicken wir in die schwache Stunde eines großen Königs. Hiskia, der nach biblischer Überlieferung als einer der wenigen gottesfürchtigen und frommen Könige gilt, einer der Großen, einer der alt geworden ist - er hat ein Geschwür, so lesen wir. Eines, das nicht heilt, vor sich hinschwärt, vielleicht hat er es aufgekratzt – jetzt ist es infiziert, an den Rändern wird eine Sepsis sichtbar. Hiskia liegt mit Schmerzen und Fieber im Bett, die Familie holt den Leibarzt, der kennt noch einen berühmten Wundarzt – die sehen natürlich sofort, was los ist, aber sie winden sich und reden um den heißen Brei herum, nicht, wer dem König eine Todesnachricht bringt... man weiß ja nie, da holt man besser den Propheten, den Gottesmann – so, wie man den Pfarrer ruft, wenn es zu Ende geht.

Jesaja kommt, der König richtet sich auf: Und, werde ich wieder gesund werden? Was sagt Gott... Die Ärzte blicken zu Boden, die Angehörigen heben drehen sich zu Jesaja hin, der sieht das Geschwür, er riecht es schon – und er ist ehrlich. Großer König, da ist nichts mehr zu machen. Am besten, Du lässt die Ärzte gehen und rufst den Notar.

Schweigen. Haben ja alle irgendwie gewusst. Aber wenn sich dann doch mal einer traut, es auszusprechen... Ehrlichkeit tut weh. Umso mehr die Ehrlichkeit vor den Menschen im täglichen Umfeld. Sie nimmt die Möglichkeit der Selbsttäuschung. Sie nimmt auch die Hoffnung. Es wird nichts mehr. Da geht ein Leben zu Ende. Da geht eine Ära auch zu Ende. Der starke König, der, auf den alle geschaut haben. Der ja eigentlich noch mitten im Leben steht. Dieses Geschwür... Haben wir am Anfang einfach unterschätzt. Hätten wir gewusst, hätten wir – aber das ist müßig. Jetzt ist es zu spät.

Die Ehrlichkeit tut weh. Auf der anderen Seite macht sie den Weg frei. Das zu regeln, was noch zu tun ist. Abschied zu nehmen. Das Testament zu machen. Mitzubestimmen, wie es weiter geht. Den oder jenen Rat zu geben. So hat es sich der Prophet vielleicht vorgestellt. Dass Hiskia jetzt noch einmal handeln könnte. Noch einmal letzte Größe zeigen. Wahrhaft königlich, fromm und gottesfürchtig, so, wie es ihm in seinem Leben entsprochen hat.

Liebe Gemeinde, und an der Stelle passiert das, was mich an diesem Text so fasziniert. Es passiert nämlich nichts mehr von dem, was hätte passieren sollen oder hätte passieren können. Es geht nicht so weiter, wie es war oder wie es sein sollte. Denn der König verhält sich nicht wie ein König. Er wahrt nicht die königliche Hoheit und Würde. Er verliert die Contenance. Er verhält sich ganz und gar menschlich. Er dreht sich weg, er betet, er weint.

Ich kann mir die Irritation unschwer vorstellen. Jesaja geht. Die Ärzte auch. Die Familie steht ratlos. Sollen wir jetzt den Notar holen? Vater, was willst Du denn? Was sollen wir denn machen?

Dabei entspricht das Verhalten des Königs ungefähr den Abschiedsphasen bei Elisabeth Kübler-Ross. Erst will er es nicht wahrhaben. Er fängt an, um die Tage zu feilschen, er betet. Er dreht sich weg – dann hadert er: Warum, Gott, warum denn? Ich habe doch nichts getan. Ich habe doch immer gemacht, was gut und richtig war, was dir, Gott, wohlgefällt. Er ringt. Er kämpft. Und dann bricht der Widerstand zusammen und der König weint. Er weint heftig, jämmerlich, kann gar nicht mehr aufhören.

Und wieder kann ich mir die Angehörigen vorstellen. Hilflos. Die Frau weint mit. Ach, Hiskia. Der jüngere Sohn wendet sich ab. Der Vater ist peinlich. Der älteste Sohn räuspert sich. Ihm kommen auch die Tränen, aber das darf um Himmels willen keiner sehen – schließlich wird er bald der Thronfolger sein und – na, ein König muss Haltung bewahren. Die Diener tuscheln. Wie haben sie's gelernt? Ein richtiger Junge weint nicht. Wer weint, aus dem wird kein Mann. Und der König weint schon gar nicht.

Nur Gott sieht die Tränen – und er lässt sich von nichts und niemandem bewegen, außer von diesen Tränen.

Mich berührt das. Diese scheinbare Schwäche des todkranken Königs – dessen, dem der Wille Gottes zu seinen Lebzeiten so sehr am Herzen lag. Er gesteht sich die Trauer zu. Er gesteht sich die Tränen zu. Ich weiß nicht, was alles in diesen Tränen liegt. Es ist vielleicht weniger die Angst vor dem Tod. Die Schwäche, die Schmerzen. Es ist doch wohl vielmehr das, was am Ende eines Lebens hochkommt. Die Trauer um vertane Chancen. Um das, was alles hätte sein können – und nun nicht mehr sein wird. Um Ideen, die nicht mehr verwirklicht werden. Beziehungen, die nicht mehr gelebt werden können, Worte, die nicht mehr gesagt werden können.

Es ist die Traurigkeit, die gerade dann aufbricht, wenn eine Ära zu Ende geht. Das wird auch im Gebet des Hiskia deutlich. Ich habe es doch gut gemacht, ich hab doch so viel getan, damit Dein Wille, Gott, in der Welt Gestalt gewinnt. Ich hab mich doch Tag und Nacht eingesetzt – und nun endet das so, im Nichts, in der ungewissen Zukunft. Was werden denn meine unfähigen Söhne mit und aus meinem Lebenswerk machen, die ja lange nicht so gottesfürchtig sind wie ich, die so unerfahren und so jung noch – gerade jetzt, wo der Feind an allen Ecken lauert, Ägypten, Assyrien – all das, was ich so mühsam aufgebaut habe, was ich diplomatisch so klug eingefädelt habe, all das geht jetzt zugrunde.

Ja, vielleicht ist das die bittere menschliche Erkenntnis, die Hiskia auf dem Sterbebett macht: Alles das, was ich angestoßen, bewegt, durchgekämpft habe, ich kann es nicht mitnehmen. Nicht erhalten. Es wird mit mir gehen und nach mir werden es andere anders machen. Das ist die Erkenntnis von Hiskias Gebet – und er gesteht sich zu, darüber zu trauern. Er gesteht es sich zu, bitterlich und verzweifelt darüber zu weinen. Seine Seele zu öffnen. Sein Innerstes nach außen zu kehren. Egal, ob die Hofschranzen tuscheln und lästern. Egal, ob es den Söhnen peinlich ist, egal ob die Frau verzweifelt. Aber damit kann er es auch akzeptieren und annehmen. Er muss seinen Söhnen nicht mehr sagen, wie genau sie es weitermachen müssen, damit auch alles ja noch so wird, wie er es immer gewollt hat. Er muss keine Bedingungen mehr an sein Erbe knüpfen. In diesem Weinen, das alles fortzuspülen scheint, kann er auch den Willen loslassen, alles zu steuern und zu kontrollieren. Er kann die anderen loslassen und bei sich selbst sein.

Liebe Gemeinde, zu solchem Trauern gehört Mut. Mehr Mut vielleicht, als dazu gehört, die Contenance zu wahren und die Dinge zu regeln. Zum Trauern, so wie es Hiskia vorlebt, gehört das Einwilligen in die eigenen Grenzen. Das Eingeständnis der eigenen Schwäche – trotz aller königlichen Macht, das Eingestehen auch der eigenen Vergänglichkeit. Das Leben ist wie Gras und wie die Blume auf dem Feld, wenn der Wind darüber geht, so ist sie nicht mehr da und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Hiskia erkennt das, und er gibt sich dieser Erkenntnis hin. Er trauert. Er weint.

Liebe Gemeinde, wann im Leben nehmen wir uns Zeit, zu trauern? Ich meine nicht einmal, um einen Menschen zu trauern. Die Zeit nehmen wir uns ja vielleicht noch, auch wenn uns manche Arbeitgeber solche Zeiten fast gar nicht mehr zugestehen wollen. Aber die Zeit, Trauer zuzulassen auch über die Zeiten in unserem Leben, die zu Ende gehen. Die Chancen, die wir nicht genutzt haben, die Gaben, die wir haben verkümmern lassen, vielleicht auch

über die Menschen, die wir verkannt haben? Wir müssten viel von uns loslassen, wenn wir das tun wollten. Von unsern Panzern. Von unserer vermeintlichen Stärke auch.

Kein Berater würde uns dazu raten. Nein – was hinter uns liegt, das vergessen wir. Den Rücken durchgedrückt und die Zähne zusammengebissen und weiter gemacht. Bloß nicht zurückschauen. Das lähmt. Bloß nicht die Wunden lecken. Vorn ist die Zukunft.

Nein, sagt Hiskia, der Gottesfürchtige und wendet sich Gott zu. Lässt los, was ihn vor der Welt so stark, so unangreifbar macht. Hiskia zeigt tiefe Schwäche. Und da, genau da kommt Gott ihm nah. Gott reagiert nicht auf das Gebet, Gott reagiert nicht auf die fromme Leistung, sondern Gott reagiert auf die Tränen.

Und dann passieren absolut unglaubliche Dinge. Dinge, von denen man noch lange erzählen wird in Juda. Gott schickt den Propheten Jesaja zurück – mit einem völlig absurden Heilungsvorschlag. Schmiert Feigenkuchen auf die Wunde, dann wird er wieder gesund. Lächerlich! Das kann doch nur den einen Sinn haben, dass niemand auf die Idee kommt, die Heilung sei ein medizinischer Erfolg. Und es kommt noch verrückter: Die Sonne wird als Zeichen für die Heilung in ihrer Bahn anhalten und eine Stunde lang rückwärts laufen – am Schatten auf der Sonnenuhr wird man das sehen können. Sowas hat's doch noch nie gegeben, nie davor und nie wieder.

Aber – sind das nicht Bilder für das tiefe Wunder, das Raum bekommt, wenn wir uns gestatten, zu unserer Schwäche zu stehen und zu unseren Grenzen? Wenn wir uns erlauben, traurig darüber zu sein, dass auch wir nur Menschen sind, Menschen, die es so gut meinen, die trotzdem versagen, Menschen, denen oft zu Unrecht Leid zugefügt wird, Menschen, die vor verbauten Wegen und verschlossenen Türen stehen – aus überhaupt gar keinem Grund?

Und das Eingeständnis der eigenen Grenzen – es setzt ungeahnte und tiefe Kräfte frei. Vielleicht, dass ich mich hinsetze, und es mir einen Moment lang einfach gut gehen lasse. Feigenkuchen, die Süßigkeit der damaligen Zeit, das ist in den prophetischen Texten ja oftmals ein Bild für ein bisschen Luxus. Und ich weiß nicht, ob Hiskia den wirklich auf sein Bein schmieren oder nicht vielleicht einfach doch essen sollte. Sich zurücknehmen und es sich gut gehen lassen.

Ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, welche heilsame Kraft darin steckt. Vor ein paar Jahren, als mein Arbeitsalltag mich völlig verschlungen hat, als ich irgendwie merkte, dass

ich unter dem Leistungsdruck und Leistungswillen – ja, ein bisschen zu verhärten drohte, das immer auch von anderen verlangen wollte, da habe ich angefangen, Cello zu spielen, jeden Tag. Nicht lange, aber bewusst. Völlig unsinnig. Mit 50 wird man keine Cellistin mehr. Aber zugleich völlig ambitionslos. Ich habe mir die Trauer zugestanden, dass ich mein Talent liegen gelassen und aus meinem Musikstudium nicht mehr gemacht habe. Ich habe mir die Trauer zugestanden, indem ich Tonleitern geübt habe. Die Menschen in meinem Umfeld fanden das vielleicht ähnlich peinlich wie Hiskias Söhne ihren Vater. Ich fand das zutiefst heilsam. Ein Loslassen vom Müssen, vom Perfektionismus, von der Leistung, ein Eingeständnis meines Alters, meiner vertanen Chancen – es war eine gute Entscheidung, sage ich heute.

Sich zurücknehmen, sich wieder mit den eigenen Schwächen identifizieren – das lässt beim großen König Hiskia sogar die Sonne umkehren. Und – es macht ihn frei. Seine Tränen machen ihn frei, nicht nur von der Krankheit.

Ich weiß nicht, wann Sie das letzte Mal geweint haben. Ob Sie das tun. Vielleicht sollten Sie es hier und da tun. Sich selbst in ihren Grenzen zulassen. Darin liegt heilende Kraft. Gott selbst hat sich im Kreuz ja sogar als der Schwache gezeigt, der Leidende, der Elende. Nur so war das Wunder der Auferstehung möglich.

Und Hiskia? Kaum genesen, werden die Spione aus Babylon kommen und den großen Angriff auf Jerusalem vorbereiten und Hiskia wird ihnen auf den Leim gehen. Er wird kein anderer Mensch, und Gott hat nichts weiter Großes mit ihm vor. Nur das eine geschieht: Er wird von einer tiefen Überzeugung getragen: Solange ich lebe, werden Frieden und Sicherheit herrschen. Mit diesen Worten endet in der Bibel die Geschichte von Hiskia. Und das heißt: Das Wunder der Heilung hat doch etwas bewirkt. Es hat bewirkt, dass aus Größe und Macht Frieden und Sicherheit geworden sind. Liebe Gemeinde, stellen Sie sich mal vor, wenn sowas in unserer Welt passieren würde!

Dr. Susanne Bei der Wieden

Biblischer Text: Jeremia 29, 5 – 7. 11.13.14

*„Gnade und Friede von GOTT, unserm Vater und dem Herrn JESUS CHRISTUS
durch die Kraft des HL. GEISTES. Amen.*

Liebe Gemeinde,

kennen Sie das Kinderbuch „O wie schön ist Panama“?

Unübertroffen gut geschrieben und illustriert vom Autor und Zeichner *Janosch*. Ich kann mir vorstellen, dass es bei vielen bekannt ist...

Die beiden Freunde und Helden, Bär und Tiger, finden eine Bananenkiste aus Panama und fortan fungiert das Land als Ort ihrer allergrößten Träume, in dem alles besser, größer und schöner sein muss. Sie machen sich auf die etwas umständliche Reise, bewegen sich unbemerkt im Kreise, treffen viele andere Tiere und nach einem tollen neuen Weitblick vom höchsten Baum auf ihre alte Umgebung kommen sie wieder bei ihrem Häuschen am Fluss und dem alten Umfeld an – nur: sie bemerken es gar nicht!

Die Brücke war kaputt, das Haus etwas zerfallen, die Sträucher und Bäume gewachsen, der Garten zugewuchert – alles kam ihnen neu und fremd und exotisch vor, weil sich ihr Blickwinkel verändert hatte.

Sie fühlten sich im Land ihrer Träume angekommen und bauten alles neu auf.

Sie sahen den Ort plötzlich nicht mehr mit den gelangweilten Augen von früher an, sondern mit ganz neuen, mit dankbaren und neugierigen Augen und konnten sich des Lebens plötzlich von tiefstem Herzen freuen.

Nur ein Kinderbuch? Oder auch die Geschichte von uns Menschen, die von Sehnsüchten erzählt, von Träumen und Aufbrüchen? Von der Suche nach einem Ort, der wie für mich wie gemacht oder zugeschnitten ist?

Ja, wo liegt unser Panama mit jenem exotischen Geruch?

Was ist dein Panama, wo liegt dein Sehnsuchtsort?

Sind es die guten und freundschaftlichen Beziehungen? Ein angemessener Wohlstand? Eine sinnvolle, mich erfüllende Aufgabe? Eine friedliche Welt mit einem gesunden Klima und Lebensraum für alle Geschöpfe?

Oder auch ein fester Glaube an Gott, wodurch Kraft, Mut und Lebensstärke erwächst?

Und was, wenn Gott ganz weit weg ist, ein plötzlich entfernt liegender Sehnsuchtsort, fast unerreichbar, weil alle bisherigen und festen Gefüge zerbrochen sind?

So stelle ich mir jene Menschen aus Israel vor, den Hauptteil des Gottesvolkes, das vom Jordan an den Euphrat nach Babylon verschleppt wurde und nun wie enturzelt leben musste. In einem uns erhaltenen Brief in fast flehentlichem

Ton wirbt der zu Haus gebliebene *Prophet Jeremia* bei den Verbannten dafür, in der Fremde anzukommen und dort alles mit neuen Augen zu sehen.

Ich lese aus dem Buch des Propheten Jeremia, Kap 29:

„Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und erntet ihre Früchte; heiratet und gründet Familien. Sucht der Stadt Bestes, in die ihr geführt worden seid und betet für sie. Denn wenn es ihr gut ergeht, dann geht es euch auch gut.

Denn Gott weiß, was für Gedanken er über euch hat – Gedanken des Friedens und nicht des Leids, sodass ihr Zukunft und Hoffnung haben sollt. Und wenn ihr mich von ganzem Herzen sucht, so will ich mich von euch finden lassen – so verspricht es unser Gott.“

Was für eine Ansage!

Ehrlich und zugewandt, hoffnungsfroh und anpackend! Eben göttlich!

Denn das Volk war am Verzweifeln und Vergehen. Sie hatten ihre Harfen längst in die Uferweiden gehängt, in den Wind – sollte der doch darauf spielen, sie könnten es eben nicht mehr. Zu groß der Schmerz, so weit von der Heimat entfernt zu sein, so weit vom Tempel, so weit von Gottes Gegenwart.

Sie sehnten sich zurück - ganz so, wie es uns auch immer wieder mal packt: Sehnsucht an Orte und Zeiten der Geborgenheit und unbekümmerten Sicherheit, gerade dann, wenn sich etwas im Leben stark verändert hat:

-Die Eltern sterben und man ist kein Kind mehr.

-Die Kinder verlassen das Haus, gründen neue Familien, man findet sich nicht mehr zurecht ohne die bisherigen Aufgaben.

-Der Job geht verloren und somit oft die eigene Sinnbestimmung.

-Oder eine unbekannte, machtvolle Größe wie jener Corona-Virus wirbelt sogar weltweit alles durcheinander, von jetzt auf gleich, nirgendwo ist man sicher davor: Aus Nähe wird Abstand, aus Umarmung das Masketragen, aus Kneipenbesuch der wochenlange Schalterschluss.

Und so hängen manche trotzig die Harfen in den Wind und poltern beleidigt: *„Wenn man in der Kirche schon nicht mehr singen darf, macht das keinen Sinn für mich, das ist keine Freude – also geh ich erst gar nicht zum GD!“*

Ja, so folgen Klagen und Vorwürfe aufeinander in Zeiten der Verbannung und die ganze Kraft wird dafür verschlissen, sich die alte Zeit zurückzusehnen.

Man will ins untergegangene Panama zurück, ins einstige Glück!

Wer oder was bestimmt dann wohl die Reiseroute?

Wie kann der Weg verlaufen – als Strecke oder besser im Kreis? Wenn man sich kreisförmig bewegt, ergibt sich automatisch die Chance, auf das Alte, Vergangene, mit ganz neuen Augen zu blicken...

So wie Bär und Tiger, die nach ihrer Rundreise wieder zu Hause ankamen und es neu entdecken und gestalten konnten... Irgendwie klingt das für mich sehr stark nach Gott, der die beiden geführt haben muss.

Der wie damals versichert hat: *„Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe - Friedenspläne und keine Rachegeleüste. Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben. Und wenn ihr so lebt und Ausschau haltet, werde ich mich finden lassen, von einem jeden von euch.“*

Das ist genau der Hoffnungsschimmer am Horizont.

Das ist die neue Perspektive von außen, die wir dann benötigen. Denn gute Worte kann man sich nicht immer selber sagen – Gott bietet sie uns an. Er bietet uns von sich, von außen, ganz pragmatisch den Richtungswechsel an.

Denn Zuspruch – egal von wem - macht Mut.

Zuspruch gibt Kraft, sich umzuschauen im eigenen, manchmal verkorksten oder belasteten, verschuldeten oder verletzten Leben. Und dann beherzt wahrzunehmen, welche Möglichkeiten gegeben sind im eigenen Hier und Jetzt.

Zuspruch hilft, den Blick zu weiten – von der eigenen kleinteiligen Situation zum Großen und Ganzen, wie es Jeremia verdeutlicht:

Von mir zum Nachbarn, dann ins Dorf, zur Stadt. Danach zum Land und dann auch zur ganzen Welt. **Dabei also nicht nur das eigene, sondern auch das Gemeinwohl Aller in den Blick zu nehmen**, denn alles ist miteinander vernetzt und hängt mit allem zusammen.

Nehmen wir an, die damalige Verbannung nach Babylon mit all den fatalen Folgen von Niedergeschlagenheit, dem Gefühl von Sinnlosigkeit oder der fehlenden Hoffnung entspricht in etwa dem aktuellen Empfinden dieser Zeit unter der Belastung von Corona:

Wie eine Verbannung in den zeitweiligen Lockdown, in die soziale und physische Distanz. Wie dieses gedämpfte Leben in den Kontaktsperren oder beim Sterben in Einsamkeit. Wie die quälend lange Quarantäne oder das überfordernde Home-Office. Wie der Kampf ums Überleben des

Geschäftes, der Firma; wie Kurzarbeit oder die böse Ohrfeige, weil nicht systemrelevant genug als Kulturschaffender. Wie der Stresstest auf den Intensivstationen und in den Heimen oder die Jonglage zwischen Präsenz- und Video-Unterricht als Lehrer oder Schülerin.

Corona als babylonische Gefangenschaft, als Ort der Verbannung...?

Und was bedeuten dann Jeremias verheißungsvolle Worte aus Gottes Sphäre?

Im Grunde dies: **Verlernt nicht, dabei und dort den Alltag zu leben!**

Der gibt eine gute Struktur, Rituale stützen gehaltvoll und geleiten euch zu einem stabilisierenden Rhythmus.

Und lernt und erfahrt dies: Gott bindet sich nicht absolut an Orte, wie zB. den geliebten Tempel - schön und herrlich, prächtig und berühmt, klar.

Aber und trotzdem: **Unser Gott ist und bleibt ein mitgehender Gott!**

Wäre er sonst allmächtig?

Sich häuslich einrichten, mit Hof und Garten, Feld und Vieh. Kontakte knüpfen und erhalten. Über den Tellerrand schauen und sich um die fremden Nachbarn kümmern. Den heidnischen Bürgermeister mitwählen. Und alles und jeden vor Gott ins Gebet nehmen, damit alle zusammen und eben gleichermaßen vom göttlichen Segen getroffen werden und betroffen sind – und es auch bleiben.

Jeremias Brief endet mit der Verheißung, dass alle Gottessucher auch fündig werden sollen. Das heißt also: Suchende sollen sie und sollen wir ebenfalls sein, um dann Gefundene zu werden, **Findlinge Gottes**.

Unumkehrbar ist dieser Satz: „*Wenn ihr mich von ganzem Herzen sucht, so will ich mich finden lassen!*“

Niemand kann dagegen behaupten: Du hast Gott noch nicht gefunden, weil du gar nicht richtig gesucht hast! Nein – **denn vor all unserem Tun sind wir schon längst von Gott Gesuchte!**

Das gibt im Grunde die benötigte Sicherheit, überall neu anfangen zu dürfen und zu können, auch in schweren neuen Situationen, in einer Verbannung, in Einsamkeit und Verbitterung - weil sich zB. Sehnsüchte nicht erfüllt haben.

Klar – niemand MUSS Gott suchen. Glaube ist kein Garant für glückliches Leben. Die Konkurrenz anderer Lebensentwürfe bleibt riesengroß und viele von ihnen kosten auch weniger.

Aber das Angebot Gottes steht: Last euch von mir finden. Findet in mir die Liebe, wonach ihr unterwegs seid. So werdet ihr am Ende und für alle Zeit meinen und euren Frieden finden, sogar über den Tod hinaus!

Ja, wenn es uns doch bloß besser gelingen würde, uns fallen zu lassen in Gottes weltumspannende Suchmaschine, um fündig zu werden.

Amen.

„Dein Wort, o Gott, sei unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf all unseren Wegen.“

Joachim Korporal

Biblicher Text: Hebräer 4, 6-9 (Volkstrauertag)

Liebe Gemeinde,

was für eine tröstliche Perspektive entwirft unser Text in seinem letzten Vers: *Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes*. Und damit sind auch wir gemeint, die wir durch Jesus Christus zum Volk Gottes dazugehören. Das betont der geschulte Theologe, der den Hebräerbrief schrieb, gleich zu Beginn dieses Kapitels: Keiner von euch Christen soll zurückbleiben, solange die Verheißung besteht, dass wir zu einer Ruhe kommen. Am Beispiel Israels sehen wir, wie schwer das ist, sich zu diesem Ziel hin auszustrecken. Uns wäre es zur Zeit des Mose wohl genauso gegangen wie den hebräischen Gotteszweiflern. Die sich ein goldenes Tierbild bauten und nach Ägyptens Fleischtöpfen jammerten in den 40 Jahren der Entbehrung. Ungehorsam und Verstockung sind uns nicht fremd. Aber was für eine tröstliche Perspektive ist das, die trotz alledem von Seiten Gottes bestehen bleibt: Du und ich, wir können genau wie Israel *zur Ruhe kommen*. Martin Luther hat mit seiner Bibelübersetzung diese Redewendung geprägt und in der deutschen Sprache verankert: *zur Ruhe kommen*. Genau dieses Ziel beschrieb bei einem Diskussionsabend im Hannoverschen Landesmuseum der Fußballtrainer Jupp Heynckes. Thema war das Gedenken des Todestages von Robert Enke, des früheren Torwarts von Hannover 96, der vor 12 Jahren seinem Leben durch Suizid ein Ende setzte. Eben weil er im harten Profialltag nicht zur Ruhe kam. Und lange an schweren Depressionen litt, die er vor anderen zu verstecken versuchte. Heynckes sagte, er habe im Lauf seiner Trainerkarriere erst lernen müssen, hinter den Spielern den einzelnen Menschen zu sehen. Ich zitiere aus seinem Statement:

„Im zwischenmenschlichen Bereich eine Vertrauensbasis aufzubauen, das ist Traineraufgabe“, sagte Heynckes und spannte den Bogen noch weiter: „Wir müssen versuchen, unser Leben zu entschleunigen. Weil überall viel Druck aufgebaut wird. Druck, der bei Enke Selbstzweifel ausgelöst und seine Erkrankung verstärkt hatte.“

Entschleunigung – wie soll das gehen in einer wildgewordenen Bundesliga, in der Fantasiegehälter gezahlt werden und gerade das Trainerkarussell sich bekanntlich immer schneller dreht und viele eher ruhige Typen herunterwirft?

Zur Ruhe kommen? Wie geht das? Wie schaffen wir das, du und ich, unter unseren eigenen Lebensbedingungen, die zwar in der Regel nicht Fußballzirkus heißen, aber auf andere Weise rau und belastend sein können. Ich zitiere ausnahmsweise in einer christlichen Predigt einmal Buddha: *Lass deine schweifenden Gedanken und Wünsche zur Ruhe kommen. Lass trübes Wasser zur Ruhe kommen, dann wird es klar werden*. Gottes Volk Israel hat diese Ruhe nicht erreicht. Auch nicht im Gelobten Land, in das Moses Nachfolger Josua die Hebräer mit Gottes Hilfe hineingeführt hatte. Sie wählten sich Könige, die sich über Gottes Gebote hinwegsetzten und ihre Macht schamlos an

Untergebenen demonstrierten. David war einer von ihnen. Gleichwohl wird in unserem Text einer seiner Psalmen erwähnt, die von der auf Gott hin offenen Seite seines Wesens zeugen. Von seiner Demut und Gottergebenheit - wir haben die Worte in der alttestamentlichen Lesung schon gehört aus Psalm 95, Vers 7:

Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet, so verstockt eure Herzen nicht. Werdet weich, so können wir diesen Appell verstehen. Wenn euer Herz verstockt, hart wird wie ein Stock und keine warmen Gefühle mehr zulässt, dann ragt der Tod schon ins Leben hinein und macht unsere Beziehungen kaputt.

Ich denke zurück an einen Konfirmanden, vor dessen Anmeldung zum Unterricht mich sein Vater zu einem Gespräch beiseite nahm. Jakob sei schwierig, meinte er, ich solle mich auf das schlimmste gefasst machen, in der Schule sei er schon mehrmals aus der Klasse geflogen. Weil er laut sei wie ein Motor mit zu hoher Drehzahl. *Hyperaktiv* stand also auf seinem Stempel – und *Ritalin* war das so oft verordnete Medikament, dass ihn dämpfen sollte. Im Konfirmandenunterricht aber entwickelte Jakob sich ganz anders, als der Vater befürchtete. Niemand in der Gruppe und am allerwenigsten der Pastor hatte ihm Probleme mit ihm. Denn ein Thema des Unterrichts tat ihm besonders gut, der so genannte Heilandsruf Jesu: *Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken... Lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.* (Mt 11,28-30)

Der zweite Satz wurde Jakobs Konfirmationsspruch. Ihn hatte beeindruckt, was ich von Jesus erzählte. Woraus der so viel Kraft schöpfte, dass er von vielen Gottes Sohn genannt wurde wegen seiner Heilungen in Wort und Tat. Wer die Evangelien liest, stellt fest, dass Jesus sich nicht selten zurückzog. Auf einen Berg. Oder an das Ufer des Sees. Um Zwiesprache zu halten mit dem himmlischen Vater. Um sich neu auszurichten auf seinen Zuspruch und seine Gebote. Darin ist Jesus demütig. Und diese Gebete machen ihn sanftmütig. Nicht so, dass er nicht auch mal schimpfen konnte. Etwa mit windigen Geschäftsleuten oder Frömmigkeitsstrebern. Allein, sein Herz bleibt weich und unverstockt. Offen für alle, die nach Gottes Liebe lechzen. Jesus kann viel lieben, weil er sich ganz sicher geliebt weiß. Und zur rechten Zeit entschleunigt.

So wie die meisten von uns das im Monat November auch versuchen. Mithilfe der vielen Gedenk- und Nachdenktage. Allerheiligen. Allerseelen. Heute Volkstrauertag. Die Toten mahnen, haltet Frieden! So steht es auf dem „Gefallenen“-Denkmal meiner Heimatstadt. Schlittert nicht hinein in neue kalte Kriege, die sich irgendwann entzünden. Nutzt alle, wirklich alle Möglichkeiten der Diplomatie, gebt den *Vereinten Nationen* alle Macht, die ihr Name verdient und die sie benötigen. Nutzt die Druckmittel von Wirtschaftssanktionen soweit es irgend geht und vergesst dabei die Armen nicht! Denn ohne Gerechtigkeit, das weiß die Bibel längst, kann kein Frieden auf Dauer gelingen.

Volkstrauertag. Nächsten Sonntag dann Totensonntag...

Wir pflegen die Gräber derer, die uns vorangingen, die uns erzogen, geprägt und begleitet haben.

Wir werden still in der Erinnerung. Oder wir sprechen mit den Verstorbenen. Teilen Ihnen mit, wie es uns geht. Stellen uns vor, was sie antworten würden. Geben auch unseren Tränen Raum, wenn sie ins Fließen kommen. *Lasst trübes Wasser zur Ruhe kommen, dann wird es klar werden.* So sagt es der weise Buddha.

Die güldne Sonne voll Freude und Wonne bringt unseren Grenzen mit ihrem Glänzen ein herzerquickendes, liebliches Licht. (Paul Gerhardt)

Auch im November, liebe Gemeinde, wird es tagsüber hell. Denn der Herr über Leben und Tod lässt es nicht dauerhaft Nacht werden, auch für unsere Toten nicht. *Requiescat in pace* steht auf manchen Grabsteinen. Er oder sie möge in Frieden ruhen.

Es ist also noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes – mit diesen Worten endet unser heutiger Predigttext. Das Ziel der Geschichte Gottes mit uns Menschen ist der ewige Frieden. Und zum Zeichen dafür halten die einen in Gottes Volk Sabbat und wir anderen den Sonntag – schätzen wir uns glücklich, dass die Sonntagsruhe in unserem Grundgesetz geschützt ist! Hier sind Kirchen und Gewerkschaften sich einig. Gelegenheit, „zu der Gemeinde Gottes fleißig zu kommen“, so beschreibt der Heidelberger Katechismus in Frage 103 das Hören auf das Sabbatgebot. „Und den HERRN durch seinen Geist in mir wirken lassen. So fange ich den ewigen Sabbat schon in diesem Leben an.“

Wer sein Leben entschleunigt, November für November, Sonntag für Sonntag, dem kann es umso besser gelingen, *zur Ruhe zu kommen.*

Es ist klar, das Ziel ist in der großen Weltpolitik noch nicht erreicht.

Gewiss, das Volk der Juden hat im Staat Israel seit 1948 einen Zufluchtsort gefunden. Der Schutz bietet vor antisemitischer Verfolgung. Aber wie hoch ist der Preis noch immer! Wie *verstockt* die gegenwärtige Diplomatie mit Palästina. Wie sehr sehnen wir uns nach Menschen wie Rabin und Arafat, die sich im *Camp David* vor vielen Jahren die Hände reichten und so für eine Ruhepause im Dauerkonflikt sorgten.

Die Erfüllung der verheißenen Ruhe steht also noch aus – und wir geben die Hoffnung nicht auf, dass der Frieden noch kommt. Einstweilen beten wir Gott mit Jesu Worten eindringlich an: *Dein Reich komme, dein Wille geschehe...*

Einstweilen gönnen wir uns ab und an den Luxus, die Tagesschau erst zum Wetterbericht anzustellen. Da heißt es dann als Vorhersage in diesem Jahr erstaunlich oft: „Fortdauer des ruhigen Herbstwetters“...

Liebe Gemeinde am Volkstrauertag: Ich wünsche Ihnen, dass sie in diesem stillen Monat zur Ruhe kommen. Im Gedenken an die Toten der Kriege, in der Erinnerung an die aus ihren Familien

Verstorbenen.

Ich möchte schließen mit dem Lied, das Margot Käßmann in der Marktkirche in Hannover hat singen lassen, damals vor zwölf Jahren am 11. November, als die Nachricht vom Tod Robert Enkels so viele Menschen zu einer spontanen Trauerfeier zusammen führte. Es sind Worte eines Gesangbuchdichters, der im zweiten Weltkrieg als Marinepfarrer tätig war: Arno Pötzsch aus Cuxhaven. Worte für die Verstorbenen und für uns, die wir noch weiterleben, solange es Gott gefällt:

1 Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand, die er zum Heil uns allen barmherzig ausgespannt.

2 Es münden alle Pfade durch Schicksal, Schuld und Tod doch ein in Gottes Gnade trotz aller unserer Not.

3 Wir sind von Gott umgeben auch hier in Raum und Zeit und werden in ihm leben und sein in Ewigkeit.

(EG 533)

Und der Friede Gottes, der weiter reicht als alle menschliche Vernunft, der wird unsere Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus.

Amen.

Christoph Rehbein

Dialogpredigt:

Von der Rose in den Dornen – oder wie ein ganzes Land aus der Depression erwacht!

Liebe Gemeinde,

oder kurz: Dornröschen! Dieses alte Märchen der Gebrüder Grimm, von jener schönen Königstochter, die von ihren Eltern von Geburt an stets besonders behütet wurde. Sie kennen es bestimmt alle!

Eigentlich hatten König und Königin jede Hoffnung auf ein Kind längst begraben. Aber eines guten Tages wurde ihnen doch noch der lang ersehnte Kinderwunsch erfüllt. Umso ängstlicher und achtsamer waren die Eltern nun um ihr einziges Kind. Im großen Schloss vor den Gefahren der Welt eingeschlossen, wächst Dornröschen bis zur Pubertät heran.

Bis sie sich an ihrem 15. Geburtstag in Abwesenheit der Eltern – wie alle Pubertierenden - doch auf eigene Wege begibt und am Ende in einer vergessenen Turmkammer endet und dem Fluch einer bösen Fee zum Opfer fällt, indem sie sich mit einer verzauberten Spindel in den Finger sticht und daraufhin in eine 100-jährige Totenstarre fällt.

Und mit ihr der ganze Hofstaat, Koch und Magd, Soldat und Minister, bis zur Fliege an der Wand, alles erstarrt! Alles Leben kommt zum Stillstand, jede Lebendigkeit ist erstickt.

Und eine unüberwindbare Dornenhecke verschlingt bald das ganze

Schloss und kostet viele Retter, die mit Gewalt hindurch wollen, das Leben!

Und so scheint das liebliche Dornröschen ganz vergessen zu sein und dazu verflucht, nie eine erwachsene und geliebte Frau werden zu dürfen. Nur alte Sagen und Lieder zeugen noch von der traurigen, konservierten Unschuld und Schönheit des verwunschenen Königs-kindes. „Dornröschen war ein schönes Kind, schönes Kind, schönes...“

Doch ein weiterer Jüngling stand auf. Er hatte sich in das Bild vom Dornröschen verliebt und wollte sie retten. Mutig stand er vor den Dornen, aber das Dickicht wich plötzlich zurück, denn die hundert Jahre waren um. Und so findet er die schöne Prinzessin, weckt er sie aus ihrem Dornröschenschlaf mit seinem Kuss auf und erlöst zugleich den ganzen Hofstaat aus der Erstarrung. Ein prachtvolles Hochzeitsfest besiegelt schließlich die von Todesschlaf und Depression befreiende Liebe.

Nicht wahr, liebe Gemeinde, dieses Volksmärchen ist eine Auferstehungsgeschichte, ähnlich wie die biblische Geschichte von der Tochter des Jairus, wie wir sie vorhin gehört haben! Sie ist nur todmüde lautet Jesus Diagnose. Und dann ergreift er die junge Dame energisch mit der Hand, und befiehlt ihr: „Talita Kumi – Ich sage Dir: Steh auf!“ Wo kein eigener Antrieb mehr in einem Menschen ist, muss er eben von außen kommen. Oder alles bleibt tot.

Was dem Prinz sein erlösender Kuss, ist Jesus‘ starker Griff und sein deutliches Wort, das herausreißt und neue Bewegung in ein junges aber erstarrtes Leben bringt. So findet der Teenager doch noch seinen Weg in Vertrauen, Freiheit und Eigenverantwortung.

Zwei unterschiedliche Geschichten, liebe Gemeinde, doch eine gemeinsame Botschaft: Erwachsenwerden ist nicht leicht, und das Loslassen der Kinder durch die Eltern ebenso wenig. Aber es ist möglich, durch Kraft von außen, durch Worte und Taten der befreienden Liebe, in verlässlichen Bindungen, die mich bewegen, in Freiheit und Eigen-Verantwortung rufen, statt in bequemer Angst und Sicherheit zu erstarren.

Dieses Märchen vom Dornröschen können wir als tiefsinnige Erlösungsgeschichte aus der elterlicher Umklammerung und selbstgewählter Unmündigkeit lesen und als persönliche Mutmach-Geschichte für das eigene Suchen nach Befreiung aus dem erstickenden Dickicht des Lebens und der Sehnsucht nach neuen Bindungen, die mich nicht mehr gefangen nehmen und einengen, sondern lieben, herausreißen und befreien. Als solche helfen uns beide Geschichten, die Erstarrungen zu erkennen und Kräfte zu finden, die unsere eigene Lebendigkeit wieder aufblühen lässt.

Das Märchen hat aber auch noch eine weitere, andere Dimension, nicht nur eine persönliche, sondern auch eine gesellschaftliche. Denn schließlich wird nicht nur Dornröschen aus dem Todesschlaf befreit, sondern der ganze Hofstaat, das heißt also das ganze geistige und soziale Leben um sie herum, bis hin zur erlösten Natur, denn wir dürfen die Fliege an der Wand nicht vergessen!

Kann denn ein ganzes Land, eine ganze Kultur in Lähmung und

Depression erstarren?

Offenbar ja, und vielleicht stecken wir heute auch inmitten einer solchen Zeit, wo immer mehr Menschen spüren, so geht es nicht mehr weiter, die Antworten der Regierenden passen nicht mehr zu den Fragen der Regierten, viele der beschrittenen Wege haben uns in Sackgassen

geführt, vieles schreit nach Veränderung, doch oft genug wird nur der Stillstand verwaltet und die Interessen der Eliten bedient.

Aber wie wirklich Bewegung und Lebensfreude im unteren Drittel unserer Gesellschaft ankommt, bei dem Mitmenschen, die keine Entwicklung mehr haben und erwarten, die sich abgefunden haben mit einem Leben als teilnahmslose Almosenempfänger, das kümmert die Mehrheit nicht wirklich. Hauptsache nicht ich, flüstert die Selbsttäuschung. Man redet von notwendigen Reformen in fast allen Bereichen der Gesellschaft, aber oft genug kommt eigentlich nichts Neues oder nur faule Kompromisse heraus, Kein Wunder, wenn immer weniger sich von der herrschenden Politik noch vertreten fühlen und so radikalisieren sie sich.

Auch in der Kirche scheint das gelähmte Schweigen oft größer zu sein, als der Schrei nach Leben, der Sehnsucht, der Befreiung aus dieser Todesstarre Stimme und Kraft zu verleihen.

Das alles scheint also nichts Neues zu sein, kein Kennzeichen der modernen, globalisierten Welt. Denn die Märchenerzähler vor 500 Jahren kannten solche gesellschaftlichen Lähmungen auch. Und sie kannten auch die Gründe für solche Entwicklungen und haben sie im Märchen vom Dornröschen geschickt verpackt. Wissen Sie noch, was eigentlich die Ursache für den Fluch der 100-jährigen Erstarrung war?

Zur Freude über die Geburt ihres Töchterleins und um ihr die besten Wünsche und Tugenden der Welt mit auf den Weg zu geben, hatten König und Königin neben Freunden, Bekannten und Verwandten auch 13 weise Frauen des Landes eingeladen.

Sie waren in früheren Zeiten Trägerinnen tausendjähriger Lebensweisheit, auch sozialer wie medizinischer Heilkunde. Frauen, die wegen ihrer hohen Kompetenz in allen Lebensbereichen mächtig waren, zu mächtig für die Männer, vor allem in der Amtskirche in Europa . Sie nannten sie nicht länger Weise, sondern Hexen, um sie dann über Jahrhunderte zu verbrennen. Welch große Schuld der christlichen Tradition bis heute.

13 Weise Frauen, die nichts Böses im Sinn hatten, sie verkörperten alle nur die besten Eigenschaften, um sie dem neugeborenen Königskind in die Wiege zu legen. Nur eine der 13 wurde böse gemacht. Denn sie wurde aus rein formalen Gründen vom König einfach ausgeladen. „Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchem sie essen sollten, so musste eine von ihnen daheim bleiben.“

Es waren nur zwölf goldene Teller da?! DAs habe ich schon als Kind nicht verstanden! Warum stellt der König dann nicht einfach einen weiteren Teller, wenn es sein muss aus Holz, auf den Tisch, damit alle 13 weisen Frauen teilhaben konnten und keine ausgeschlossen war.

Was für ein Streit unter den Tugenden muss da ausgebrochen sein, wer von ihnen denn nun dabei sein darf und wer nicht?

Ist denn die Liebe wichtiger als die Demut, der Fleiß vielleicht standesgemäßer als die Geduld? Oder sollte am Ende die Gerechtigkeit nicht lieber zuhause bleiben, damit die Bescheidenheit neben dem König sitzen konnte? Doch was würde dann aus der Courage...?

Hören Sie die tragische Dramatik, die der König angerichtet hatte? Sind nicht alle Tugenden der Welt gleichermaßen wichtig, damit aus einem Menschen ein Mensch wird und keine Schlafmütze oder gar ein Monster? Doch dem König ist sein Hofzeremoniell, die königliche Etikette oder Tradition mit 12 goldenen Tellern auf der standesgemäßen Festtafel, wichtiger als die Sorge, dass alle dabei sein können. Das Einhalten von äußerer Form und Stellung steht für ihn über dem Erhalt der Gemeinschaft.

Mit anderen Worten: Ihm ist, wie vielen Menschen, nicht wirklich klar, dass die Teilhabe aller am Fest des Lebens der Schlüssel ist, damit alle Tugenden dieser Welt sich überhaupt gleichermaßen und segensreich entfalten können. Teilhabe nur weniger Ausgesuchter ist der Beginn eines tödlichen Fluches für jedes Sozialwesen. Teilhabe aller, vollkommene Teilhabe (dafür steht die Zahl 13) ist die Grundvoraussetzung für Frieden im Land, für die erfolgreiche Abwehr von Lähmung und Erstarrung einer ganzen Gesellschaft. Dieses Märchen lehrt uns: Ohne Teilhabe nehmen nicht nur die eigenen Kinder Schaden, sondern bis in die Natur hinein ist alles tot. Wissen das die Könige dieser Welt heute?

Sie könnten es zumindest wissen! Doch auch in unserem Leben und Geist fehlt diese Weisheit. Ob Regierende oder Regierte, was stehen wir uns manchmal selber im Weg und verbauen uns und unseren Kindern die Zukunft, mit unseren engen Normen und Gewohnheiten, mit Prinzipienreiterei und Engstirnigkeit, mit einem elenden Formalismus aus Zahlen, Paragraphen und Fakten, die wir allesamt immer wieder über das Menschliche und Mögliche stellen, und über die Teilhabe aller. Ordnung ist auch vielen Deutschen wichtiger, als das alle einen Platz am Tisch des Lebens bekommen.

Liebe Gemeinde, Dornröschen führt uns eine gefährliche Borniertheit und Dumpfheit unter uns Menschen vor Augen, wenn wir nicht bereit sind, über die Grenzen dessen, was wir selber haben, kennen, denken und für möglich halten, wenigstens einmal hinauszudenken, und wenn wir nicht alles tun, was dem Dabeisein und Mitmachen aller dient, selbst wenn es mal, nicht so formvollendet, den Rahmen des vertrauten sprengt.

Ob König oder Bürger, dieses eine dürfen wir nie vergessen: Gott und seine neue Welt sind immer größer als das Bild, was wir uns von ihnen gemacht haben. Wir dürfen uns nie in einer Selbstsicherheit einigeln, in der kein Platz mehr ist für Zweifel ist, die keine andere Sicht der Dinge mehr zulässt als die eigene. Sonst beginnen auch wir, eiskalt die guten Tugenden dieser Welt gegeneinander auszuspielen und dabei unsere Lebendigkeit zu verspielen.

Was für ein armer Wicht ist doch dieser König, weil er seinen eigenen Mangel nicht zugeben und über seine 12 Teller nicht hinausdenken kann, also seinen Besitz zum Maßstab aller Dinge macht. Einem König darf doch nichts fehlen! Und wenn doch, dann wird es vertuscht und andere müssen büßen. Hauptsache die Vollkommenheit an seinem Tisch wird nicht durch einen fremden, nichtgoldenen Teller stört. Lieber nimmt er den Krieg der Tugenden im Land dafür in Kauf.

Tja, und was es für jemanden bedeutet, eingeladen zu sein vom Fest des Lebens, rührt den König gar nicht an? So ist das wohl, für Menschen, die immer oben mit dabei sind, scheint es eine besondere Gefahr zu sein, dem Schmerz und der Wut der Ausgegrenzten gegenüber einfach abzustumpfen.

Auch die Mittelschicht bei uns in Deutschland und ganz Europa wird immer gefühlskälter, ruppiger, nationalistischer, ichsüchtiger, ängstlicher und gewaltbereiter und wirft dabei zurZeit immer mehr Tugenden über Bord in ihrem Kampf gegen Minderheiten, gegen solche, die Schutz suchen oder anders aussehen oder leben. Auch Christen wählen die AFD, brüllen rassistische Parolen und kennen ihren eigenen Herrn Jesus Christen nicht mehr, sondern setzen lieber zunehmend auf kalte Prinzipien: 12 Teller - 12 Gäste. Mehr Platz ist nicht da!

Mir graut es in einem Europa, in dem wir gerade einen gewaltigen gesellschaftlichen Rechtsruck erleben: von Dänemark bis in die Türkei, von Österreich bis nach Frankreich und von Deutschland bis nach Ungarn. Und einher mit diesem Rechtsruck kommt den Niedergang aller Tugenden von Demokratie und Menschenrechten, die wir uns, es war einmal... auf die

Fahnen geschrieben haben als Grundlage den zivilen Bürger und als Garant für eine friedliche, gerechte und freie Zukunft für uns und unsere Kinder.

Aber was ist der Grund für diesen Verfall der Tugenden, für diesen lähmenden, bösen Fluch, der unseren ganzen Kontinent erfasst hat und in die Todesstarre treiben kann?

Unser altes und weises Märchen führt uns den Hauptgrund für diese bedrohliche Entwicklung vor Augen: Wir Menschen leben im Zeitalter der Globalisierung allesamt in einer von Menschen gemachten Weltordnung, die keine mehr ist, die die alte gute Tugend, dass eine Kette nur so stark ist wie ihr schwächste Glied durch das Recht des Stärkeren ersetzt hat, eine Ordnung, die in Wahrheit Chaos ist, weil sie mit den Tugenden spielt und sie ver-spielt zum Nutzen der Stärkeren.

Papst Franziskus sagt dazu: Wir leben in einem weltweiten System, das tötet, weil es auf Bereicherung weniger und auf Ausgrenzung vieler gründet und eben nicht auf Teilhabe für alle. Und das macht immer mehr Menschen Angst und die gebiert Erstarrung in uns und zwischen uns, und die Erstarrung schließlich gebiert Gewalt und Tod.

Nicht komplexer und komplizierter wird die Welt, wie uns Vertreter der augenblicklichen Weltunordnung gerne einreden wollen, damit wir möglichst in Ohnmacht und Wehrlosigkeit erstarren! Nein, die Welt gründet sich nur nicht mehr auf die einfache Menschheitswahrheit von Solidarität und Fürsorge für alle.

Und statt vor der eigenen Tür zu kehren, entlädt sich der Groll der sozialen Mittelschicht im Augenblick nicht etwa an dieser Weltunordnung und ihrer Lobby, sondern an den Schwächsten unter uns, an denen, dies selber nichts mehr zu verlieren haben. Das ist doch nicht zu fassen: Über 1000 Angriffe und Brandanschläge von deutschen Bürgern gegen Flüchtlinge im letzten Jahr, das sind jeden Tag mindestens drei Übergriffe! Unser Kollege in Burg in Sachsen Anhalt kämpft täglich gegen Schmierereien an seiner Tür. Sodom und Gomorra war ein Paradies gegenüber dieser völlig nutzlosen aber hässliche Angst- und Hass-Realität in unserem Land.

Doch die wirklichen Brandstifter sind nicht die Gröhlenden auf der Straße, sie sitzen mit dem König am Tisch und feiern sich selbst, völlig unberührt davon, dass immer weniger einen Platz am Tisch der Welt finden und dass die Angst vor dem eigenen Fall, der Mangel an echter Teilhabe für alle, den Krieg ums Dasein weiter schürt.

Aber im Märchen ist ein Ende in Sicht. Wann sind denn die Hundert Jahre Lähmung und unsere Gefangenschaft hinter Dornen zu Ende? Und vor allem: Wer küsst das schlafende Dornröschen wach, damit aus der träumenden Unschuld Europa eine erwachsene Frau wird, die ihren Weg geht, ihre Verantwortung für das Ganze wieder findet und ihr Leben ganz neu in die Hände nimmt?

Das Märchen lehrt uns, dass man Befreiung aus Dornen und Erstarrung nicht einfach machen kann, schon gar nicht mit der Gewalt des Schwertes. All die vielen edlen vermeintlichen Retter scheiterten im Kampf gegen die Dornen und ließen ihr Leben. Mit Gewalt ist gar nichts getan. Weder nach innen noch nach außen. Womit aber dann?

Der Prinz im Märchen vertraut wie alle wahrhaft Liebenden darauf, dass seine Zeit irgendwann gekommen sein wird, und dass er sein Dornröschen nur befreien wird mit der Kraft der Geduld, die auf den rechten Zeitpunkt hofft und die zugleich in der Kraft der Liebe steht. Er will also die Erlösung nicht nur für sich, sondern für einen anderen.

Und so ist der Kuss des Prinzen am Ende das schönste Zeichen dieser lebendig machenden Liebe, die von außen kommt. Sie ist nicht nur ein romantisches Gefühl der Zärtlichkeit. Ursprünglich kommt der Kuss vielmehr aus der Zeit, wo Eltern ihren Kindern oder Erwachsene untereinander sich die Nahrung von Mund zu Mund weitergegeben haben, und mit der Nahrung die ungetrübte Gemeinschaft, das Leben, das Einander brauchen, das Füreinander Dasein. Der eine kann und will ohne den anderen nicht leben. Oder mit den schlichten aber tiefsinnigen Worten des Sängers Max Rabe gesagt: „Küssen, kann man nicht alleine, ...und ich sag dir auch den Grund... küssen kann ich nicht alleine, ... denn dazu brauch ich einen anderen Mund.

Darum ist der Kuss Ausdruck einer Gegenkultur zu unserem Selfie-Kult. Nichts kann ich beim Kuss selber machen, er geht ins Leere, wenn ich keinen anderen Mund finde, der sich mir hingibt, den ich dann berühre. Und so geht mein ganzes Leben ins Leere, wenn ich keinen anderen vor mir und um mich habe. Ich bin Nahrung für einen anderen. Und zugleich ist der andere Nahrung für mich. Ich bin nur Mund durch deinen Mund. Ich bin nur ich durch dein Du.

Das ist gelebte Teilhabe in ungeteilter Nähe und Gemeinschaft. Das Leben als Kuss! Und es ist dieser Kuss, dieses vom Leben selbst geküsst werden, was unser Leben braucht, um aus tödlicher Erstarrung erweckt zu werden. Es ist dieser Kuss, den Europa braucht, damit aus einem erstarrten Dornröschen endlich eine starke Rosa wird, eine aufrechte Frau die aus der

*Depression erwacht und zu neuem Leben aufsteht durch Teilhabe und den Heilandsruf.
„Mädchen, ich sage dir: Steh auf!*

Gebe Gott, dass die Zeit bald reif ist und die Dornenhecke über unserem Kontinent zerreißt, damit wir das Aufblühen eines neuen, lebendigen und erwachsenen Lebens für uns alle erleben.

Dazu wollen wir uns immer wieder küssen und rufen lassen von unserem Prinzen Jesus Christus, bis auch die letzte Fliege an der Wand wieder einen Platz am Honigglas der Welt hat.

Amen

Bert und Reinhild Gedenk

Dialogpredigt: Hans im Glück

Liebe Gemeinde,

würden Sie so jemandem die Verwaltung Ihres Bankkontos anvertrauen? Einem, der einen Klumpen Gold als Lohn erhält und schließlich mit Nichts in den Händen nach Hause kommt?

Würden Sie so jemandem die Finanzen unserer Gemeinde anvertrauen und in den Kirchenrat wählen, von dem man weiß, dass er Gold gegen ein Pferd, ein Pferd gegen eine Kuh, eine Kuh gegen ein Schwein, ein Schwein gegen eine Gans und am Ende diese dann schließlich gegen einen Schleifstein eingetauscht hat?

Der kann doch nicht mit Geld umgehen, oder?

Verdient der unser Vertrauen? ???

Hans im Glück – so nennen ihn die Gebrüder Grimm. Was ist das für ein märchenhafter Geselle, der jedem seiner Bedürfnisse gleich nachgibt, von jetzt auf gleich überaus Wertvolles gegen immer Wertloseres eintauscht, und dabei einen Kuhhandel nach dem anderen abschließt?

So scheint es jedenfalls.

Ist er wirklich ein glücklicher Mensch, ein Hans im Glück, oder nicht eher ein liebenswerter Tölpel, den man belächeln muss, weil man ihn so einfach übers Ohr hauen kann?

Ist das ein Vorbild für unsere Kinder, Schüler, Auszubildenden und Studenten? Aber wo kämen wir da hin mit unserer Wirtschaft, mit unserem Euro? Was würde aus unserer Zukunft als eine der reichsten Wirtschaftsmächte dieser Welt?

Hans im Glück – ein abschreckendes pädagogisches Beispiel der Volksweisheit, wie man es möglichst *nicht* machen soll?

Oder nicht viel eher ein überaus weiser Mensch, den wir nur nicht verstehen aber unbedingt verstehen sollten, wenn uns das Leben lieb ist. Also:...wenn es dieses Märchen nicht gäbe, so müsste es schleunigst erfunden werden?

Folgen wir also heute Abend diesem Hans auf seinem Weg im Glück oder ins Glück, und lassen dabei Märchenbuch und Bibel, beide aufgeschlagen...

„Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: ‚Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn‘.“

In sieben Jahren kann viel passieren: in sieben fetten Jahren kann man gut vorsorgen, damit man die sieben mageren Jahre halbwegs übersteht.

In sieben Tagen erschuf Gott die Welt und ordnete das anfängliche Tohuwabohu. Darum haben wir unsere Zeit nach der Sieben-Tage-Woche geordnet, im sinnvollen Rhythmus von Arbeit und Ruhe. Und alle sieben Jahre ein Erlassjahr, in dem die Last reseted, also auf Null gestellt wird.

Und unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hochkommt, achtzig Jahre, weiß der Psalmbeter. (Ps 90,10)

Und mit sieben Broten können 4000 Menschen satt werden. Die Sieben steht in den alten Schriften für das Maß und den Zeitraum, in dem sich etwas rundet, an sein Ziel kommt, ein Zeitraum, in dem sich etwas erfüllt.

Die Lehrzeit von Hans ist nach sieben Jahren ans Ziel gekommen. Hans ist nun voll ausgebildeter Geselle. Doch nicht nur seine Fertigkeiten als Handwerker sind voll ausgebildet. Er ist auch persönlich gereift, erwachsen geworden, mündig, die Welt zu durchschauen, den eigenen Weg zu gehen, das Ziel des Lebens nicht aus den Augen zu verlieren.

Hans hatte gedient – bei seinem Herrn – wir merken bei dem Wort „Herrn“ gleich auf und sind hellwach. Geht es nur um einen weltlichen Handwerksherrn, oder noch um ein ganz anderes Dienstverhältnis, in dem Hans steht?

Der Herr antwortete Hans: ‚Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein.‘ Und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war.“

Hans riss seinen Job nicht einfach ab, er engagierte und identifizierte sich mit dem was er tat und wo er arbeitete. Er hatte eine Beziehung zu seinem Tun und Sein. Er lebte und arbeitete verantwortungsbewusst.. Lehrjunge und Herr bildeten eine vertrauensvolle Lebensgemeinschaft, wo einer den anderen braucht und nicht nur eiskalt nutzt.

Menschen, die wie Hans anderen treu und ehrlich dienen, nennt die Bibel „Gerechte“, weil sie sich an Gottes Gebote halten und wie ein Baum sind, gepflanzt an Wasserbächen, die ihre Frucht bringen zu ihrer Zeit (Ps 1). Der gerechte Gott hat seine Freude an gerechten Menschen. Und die „Frucht ihrer Gerechtigkeit wird Friede sein“. (Jes 32,17)

Nein, auch sein Dienstherr hat Hans nicht übers Ohr gehauen. Er zahlt ihm einen gerechten Lohn. An Fairness, Mindestlohn und Sozialversicherungspflicht musste dieser Chef nicht erinnert werden. Er zahlt, was dem Engagement von Hans im Betrieb auch entspricht. Dieser Herr ist wie ein gerechter Vater...

...und nun will Hans mit seinem Lohn gehen, heim zu seiner Mutter.

Ja, und was für ein Lohn! Ein Klumpen Gold, so groß wie Hansens Kopf. Noch heute ein Vermögen! Hans wickelt den Klumpen nun in ein Tuch und setzt ihn sich auf die Schulter.

Da liegen sie nun nebeneinander auf seiner Schulter, der Goldklumpen und der Kopf, eine Kugel so groß wie die andere. Menschlicher Kopf und Goldkopf – was für ein Bild!

Was passiert, wenn der Klumpen Gold sich an die Stelle des menschlichen Kopfes setzt? Wenn die ständige Sorge um das eigene Hab und Gut das eigene Denken und Fühlen besetzt, ersetzt und schließlich zersetzt?

Menschliche Augen können lachen und weinen. Eine Nase kann riechen. Ein Mund kann sprechen, singen und küssen. – Ein Kopf aus Gold mag ein glänzendes Kunstwerk sein, aber es bleibt doch eben künstlich und letztlich tot.

Der sagenhafte König Midas soll sich gewünscht haben, das alles, was er berührt, zu Gold werden möge. Dieser Wunsch wurde ihm von den Göttern gewährt, doch schließlich drohte er zu verhungern und zu verdursten, weil ihm auch das Essen und Trinken zu Gold wurde.

Wir erinnern vielleicht auch die berühmte Weissagung der Cree-Indianer. Nachdem sie der Kultur des weißen Mannes begegnet waren, sagte ihr Häuptling: „Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werdet Ihr merken, dass man Geld nicht essen kann.“ Sind das nur leere Worte?

Und nicht zuletzt haben wir den mahnenden Spott der biblischen Psalmen im Ohr (Ps 115,4-8)

*„Ihre Götzen sind Silber und Gold,
Machwerk von Menschenhand.
Sie haben einen Mund und sprechen nicht,
haben Augen und sehen nicht.
Sie haben Ohren und hören nicht,
haben eine Nase und riechen nicht.
Mit ihren Händen fühlen sie nicht,
mit ihren Füßen gehen sie nicht,
mit ihrer Kehle geben sie keinen Laut.
Ihnen werden alle Menschen gleich sein, die Götzen machen,
jeder, der ihnen vertraut.“*

Wenn Geld und Gold zu Mammon werden, d.h. sich an die die Stelle des lebendigen Gottes setzen und uns Menschen von Grund auf bestimmen, dann erstirbt alles Leben. Darum sagt der Jesus der Bergpredigt: „Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben oder er wird an dem einen hängen und den anderen verachten... Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ (Mt 6,24ff)

Hans diente sieben Jahre seinem guten Herrn und Meister, die runde Zeit entließ ihn handwerklich geschickt und lebensklug zugleich. Und nun werden wir auf seinem Weg nach Hause Zeugen seiner eigentlichen Meisterprüfung...

In der sommerlichen Mittagshitze wurden seine Beine immer müder und der Goldklumpen drückte mit jedem Schritt schwerer auf seine Schulter. So ist das mit Besitz, er ist nicht nur Segen, er kann zum Ballast werden, der uns das Leben zur Last macht, wenn wir nicht erkennen, wann uns etwas zu viel wird und das Zuviel nicht loslassen können.

Ganz anders Hans. Den Reiter, der ihm begegnet, beneidet er um seine Leichtigkeit, wie schnell und bequem er vorwärtskommt, „frisch und fröhlich auf einem munteren Pferd“ trabt er vorbei.

Und Hans klagt ihm sofort sein Leid: „Ich habe einen Klumpen heim zu tragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerade halten, auch drückt mir's auf die Schulter.“

Hans spürt sich selbst, seinen müden Körper, seine durch dauerhaftes Festhalten verkrampfte Hand und Seele. Und er spürt, wie die erste Lust längst zur Last geworden ist. Er zwingt sich nicht durchzu-

halten bis zum Zusammenbruch. Denn der Wert des Goldes für ihn längst zu einer abstrakten Größe geworden. Was nützt ihm das kostbarste Edelmetall, wenn er daran zerbricht und sein Ziel nicht mehr erreicht?

Ja, Hans merkt genau, wie der Klumpen Gold sich an die Stelle seines Kopfes drücken will. Und als er den Klumpen gegen das Pferd eingetauscht hat, ruft er dem davoneilenden Reiter noch warnend hinterher: „Aber ich sage euch, ihr müsst euch damit schleppen.“ Doch die diebische Freude des davoneilenden Reiters hat ihn offenbar taub gemacht für solche Erfahrungen...

Hans hat bald genug vom schnellen Ritt, nachdem das Pferd ihn abgeworfen hat. Ein Bauer mit Kuh findet Hans am Boden. Und Hans sehnt sich nach der Kuh, die ihm plötzlich viel mehr wert ist als Gold oder Pferd. Und er lobt: „Da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiss.“

Doch die eingetauschte Kuh gibt ihm bald einen Tritt beim Versuch sie zu melken. Doch jeder Misserfolg führt bei Hans nicht in die Verzweiflung, sondern immer zu einem neuen Tausch, der Hans noch glücklicher zu machen scheint.

Und als ihm ein Bursche einreden will, das Schwein, das Hans am Seil führe, sei gestohlen, und darum sei es doch wohl besser sei, das Schwein schnell gegen seine Ganz zu tauschen, um der Strafverfolgung zu entgehen, da geht Hans auch diesen Handel ein und zieht sorglos seiner Heimat entgegen:

„Wenn ich es recht überlege, dachte er bei sich selbst, habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach eine Menge von Fett... das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr: und endlich die schönen weißen Federn, die lasse ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt schlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben.“

Hans scheint zu den Menschen zu gehören, die sich tatsächlich „alle Dinge zum besten Dienen lassen“, wie Dietrich Bonhoeffer es einmal formuliert hat.

Er schießt nicht nach dem, was er schon einmal alles hatte oder alles noch nicht hatte aber doch so gerne hätte. Er macht vielmehr aus dem, was ihm gerade jetzt gegeben ist, immer wieder das Beste. Er zersorgt sich nicht, er klammert sich nicht fest, er lebt, lebt als Hans im Glück.

Doch kurz vor dem Ende seiner Wanderung trifft er noch auf einen singenden Scherenschleifer: „Ich schleife die Schere, und drehe geschwind, und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.“

„Vorsicht Hans!“, möchte man rufen so kurz vor dem Ziel. „Hüte dich vor den Schleifern und Hals-Abschneidern dieser Welt, die nur auf den eigenen Vorteil bedacht sind und jedem nach dem Munde reden, wenn es nur dem Geschäft dient!“

Doch schon setzt der Versucher bei Hans den Hebel an: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, sooft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet.“

Das möchte Hans nun auch, zum glücklichsten Menschen auf Erden werden: „Habe ich Geld, sooft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?“ philosophiert er. Also doch der Traum vom großen Geld, von endlosem, sich selbst vermehrenden Reichtum?

Kein Sorgen mehr, endlich alleine klarkommen, nur noch aus eigener Kraft und Kohle leben, die anderen nicht mehr brauchen, träumt Hans. Ist das nicht der Schoß aus dem die Armut kriecht und rücksichtsloser Reichtum, die Hedgefonds und Finanzblasen, Spekulantengier und Bankenpleiten, Staatsverschuldung und Bürgerkriege, immer und immer wieder. Ist das der Weg zum Glück?

Und Hans? Er tauscht seine Gans tatsächlich ein gegen einen schadhafte Wetzstein und erhält vom Scherenschleifer noch einen schweren Feldstein gratis dazu. - Kann und will Gott „auch aus dem Bösesten noch Gutes entstehen lassen“, wenn wir uns auch solches zum Besten dienen lassen? Was soll da wirklich am Ende der langen Wanderung abgeschnitten werden? Wovon ist es Zeit, sich tatsächlich endlich zu lösen und zu befreien? Welche alten Zöpfe gilt es loszuwerden? Welchen Ballast über Bord zu werfen, welches Schwere wirklich loszulassen?

Hans meint zunächst, er sei ein Sonntagskind mit der neuen, steinernen Geldmaschine im Gepäck. Seine Augen leuchten vor Freude. Doch bald kommt er kaum noch voran, so schwer wird im das Geschäft. Insgeheim wünscht er sich Erleichterung, aber er weiß nicht wie.

So kommt er an einen Brunnen. Dort legt er seine Steine behutsam auf den Rand, um zu trinken. Und dabei passiert es: Er „stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpsten hinab.“

Der Brunnen ist seit alters her ein zweifaches Symbol. Als dunkle Tiefe, in der alles versinkt, weist auf den Tod. Als Quelle des Wassers weist der Brunnen auf alles, was Leib und Seele erfrischt. Beides verbindet sich hier als die Tiefe und Wahrheit unserer Existenz.

An einem Brunnen wird Hans von aller Last des Lebens befreit. Am Brunnen wird Hans endgültig vom Gedanken befreit, dass unser Leben am Geld und Gold hängt.

„Hans, als er die Steine mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freude auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, dass er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne dass er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. ‚So glücklich wie ich‘, rief er aus, ‚gibt es keinen Menschen unter der Sonne.‘ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.“

Ist es immer ein Schade, wenn uns etwas genommen wird, vielleicht das Kostbarste und Heiligste, was wir haben? Liegt nicht in jedem Verlust auch eine neue Freiheit verborgen? Können wir überhaupt etwas festhalten? Das letzte Hemd hat keine Taschen. Ist nicht der Tod dann die letzte große Befreiung des Menschen vom Festhalten hin zum Loslassen? Am Ende

bleibt nicht das, was wir haben, sondern das, was wir gaben, um das Leben für alle reich zu machen. Gibt es ein besseres Ziel?

Daheim bei seiner Mutter – ein Bild für das Himmelreich. Hans kommt nach Hause. Sein Leben erfüllt sich, rundet sich, gelangt an sein wahres Ziel. Vom gerechten Herrn kehrt Hans Heim zu seinem mütterlichen Ursprung. Der Kreis schließt sich.

Väterliches und Mütterliches reichen sich die Hände. Gerechtigkeit und Liebe schließen sich in die Arme. Beide brauchen einander. Gerechtigkeit ohne Liebe wird hart. Liebe ohne Gerechtigkeit wird beliebig. Beide zusammen machen lebendig. So werden Ursprung, Sinn und Ziel des Lebens eins, Gott wird am Ende alles in allem und Hans ist in ihm.

Liebe Gemeinde

Hans ist seinen Weg gegangen. Und auch unsere Wege brauchen Zeit. Doch Wege entstehen erst, wenn man sie geht und den ersten Schritt wagt, im Vertrauen auf Gott und nicht aufs Gold, und immer offen für das Neue, um das Beste daraus zu machen.

Machen wir uns selbst auf den Weg und bleiben dabei Gelassen.

Freiheitswege brauchen Zeit.

Trennungswegen brauchen Zeit.

Trauerwege brauchen Zeit.

Heilungswegen brauchen Zeit.

Manchmal scheint sich gar nichts zu bewegen. Doch was mag in der Tiefe des Brunnens, in der Tiefe des Lebens und unserer Seele nicht schon Heilsames auf uns warten und zu uns hochkommen?

Hans ist von den schweren Steinen befreit. Wer denkt dabei nicht an den weggerollten Stein des Grabes? Der Lebendige ist nicht bei den Toten zu finden. Wer denkt nicht an Jesus: „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach all dem trachten die Heiden. Denn euer Himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ (Mt6 6,31ff)

Jesus, der Liebhaber des Lebens, der vielleicht nicht so viel von Finanzen verstand, oder vielleicht sogar mehr als so mancher Anlageberater, weil er mehr verstand von der Feier des Lebens, vom Lieben, Danken und Teilen der guten Gaben Gottes.

Auch Hans im Glück gehört für mich zu denen, die nach dem Reich Gottes trachten, jenseits aller Fragen von Finanzberatung und Vermögensverwaltung, die in dem, was ihnen zufällt ein größeres Glück erkennen als in dem, was sie mühsam festhalten müssen, und dabei ein tiefes Gottvertrauen ausstrahlen,

und eine unglaublich schöne Leichtigkeit des Seins. Amen

Bert und Reinhild Gedenk

